




HANYA
YANAGIHARA

EIN WENIG
LEBEN

ROMAN  HANSER BERLIN

Hanya Yanagihara

EIN WENIG LEBEN

Roman

Aus dem Englischen von
Stephan Kleiner

LESEPROBE

www.ein-wenig-leben.de



HANSER BERLIN

*

Er sprach Deutsch und Französisch. Er kannte das Periodensystem auswendig. Er konnte – ohne es zu wollen – große Teile der Bibel nahezu lückenlos aus dem Gedächtnis aufsagen. Er hätte bei der Geburt eines Kalbes helfen, eine Lampe anschließen, einen Abfluss reinigen und einen Walnussbaum auf die effizienteste Weise abernten können; er wusste, welche Pilze giftig waren und welche nicht, wie man Heuballen machte, wie man durch Klopfen herausfand, ob eine Wassermelone, ein Apfel, ein Kürbis oder eine Zuckermelone reif waren. (Und dann wusste er noch Dinge, die er lieber nicht gewusst hätte, Dinge, von denen er hoffentlich nie wieder Gebrauch würde machen müssen, Dinge, die ihn sich, wenn er an sie dachte oder nachts von ihnen träumte, vor Hass und Scham krümmen ließen.)

Und doch erschien es ihm häufig so, als wüsste er eigentlich nichts, das von wahrer Bedeutung oder wirklichem Nutzen war. Die Sprachen und Mathematik, na schön. Aber er wurde täglich daran erinnert, wie viel er nicht wusste. Von den Sitcoms, auf die alle ständig

anspielten, hatte er nie gehört. Er war nie im Kino gewesen. Er hatte nie Urlaub gemacht. Er war nie im Zeltlager gewesen. Er hatte nie Pizza oder Eis am Stiel oder Macaroni and cheese gegessen (und ganz sicher auch nicht – im Gegensatz zu Malcolm und JB – Foie gras, Sushi oder Rindermark). Er hatte nie einen Computer oder ein Telefon besessen, hatte kaum je ins Internet gehen dürfen. Ihm wurde bewusst, dass ihm nie irgendetwas wirklich gehört hatte: Die Bücher, auf die er so stolz war, die Hemden, die er wieder und wieder flickte, sie waren alle nichts, waren Müll, und sein Besitzerstolz war beschämender, als gar nichts zu besitzen. Die Seminarräume der Universität waren die sichersten Orte und die einzigen, an denen er Zuversicht entwickelte: Überall sonst stürzte eine endlose Lawine aus Rätseln auf ihn ein, jedes verblüffender als das vorherige, jedes eine neuerliche Erinnerung an seine bodenlose Ignoranz. Unbewusst begann er, Listen von Dingen zu erstellen, die er gehört oder gesehen hatte. Doch er konnte niemanden nach den Antworten fragen. Das wäre ein Eingeständnis seines Andersseins gewesen, das weitere Fragen nach sich gezogen und ihn ungeschützt hätte dastehen lassen und unweigerlich zu Gesprächen geführt hätte, zu denen er eindeutig nicht bereit war. Er fühlte sich oft weniger wie jemand, der aus einem anderen Land kam – denn selbst die Austauschstudenten (selbst Odval, die aus einem Dorf nahe Ulan Bator kam) schienen diese Anspielungen zu verstehen –, als wie jemand, der einer anderen Zeit entstammte: Er hätte auch im neunzehnten Jahrhundert aufgewachsen sein können, so viel hatte er offenbar verpasst und so obskur und rein dekorativ wirkte das Wissen, über das er tatsächlich verfügte. Wie kam es, dass anscheinend alle seine Kommilitonen, ganz gleich ob sie in Lagos geboren waren oder in Los Angeles, mehr oder weniger dieselben Erfahrungen gemacht hatten, dieselben kulturellen Referenzen in sich trugen? Musste es nicht irgendwo jemanden geben, der ebenso wenig wusste wie er? Und wenn nicht, wie sollte er seinen Rückstand je aufholen?

Abends, wenn sie ausgestreckt bei irgendjemandem auf dem Fußboden lagen (eine Kerze brannte, ein Joint ebenfalls), drehte sich das

Gespräch häufig um Erlebnisse aus der Kindheit seiner Mitstudenten, die sie kaum hinter sich gelassen hatten und dennoch unablässig und mit merkwürdiger Nostalgie heraufbeschworen. Sie erzählten einander jede Einzelheit, wenngleich sich Jude nie ganz sicher war, ob es darum ging, eher die Ähnlichkeiten oder die jeweiligen Besonderheiten herauszustreichen, denn beides schien ihnen gleichermaßen Vergnügen zu bereiten. Sie erzählten einander von Hausarrest und Rebellion, von Bestrafungen (manche waren von ihren Eltern geschlagen worden, und auch davon berichteten sie mit einer Art Stolz, was ihn ebenfalls verwunderte), von Haustieren und Geschwistern, sie erzählten sich, mit welchen Kleidungsstücken sie ihre Eltern zur Verzweiflung getrieben hatten, welchen Cliques sie auf der Highschool angehört hatten, mit wem und wo und wie sie ihre Unschuld verloren, welche Autos sie zu Schrott gefahren und welche Knochen sie sich gebrochen hatten, welche Sportarten sie betrieben und in welchen Bands sie gespielt hatten. Sie erzählten einander von katastrophalen Familienurlaube, von exzentrischen, schillernden Verwandten, merkwürdigen Nachbarn und Lehrern, die sie sowohl mochten als auch verabscheuten. Er hatte mehr Freude an diesen Offenbarungen, als er gedacht hätte – das hier waren echte Teenager, die jene Art von echtem, einfachem Leben geführt hatten, das er sich so oft vorzustellen versucht hatte –, und er fand es sowohl entspannend als auch lehrreich, spätabends dort zu sitzen und ihnen zuzuhören. Sein Schweigen war sowohl Notwendigkeit als auch Schutz und hatte den zusätzlichen Vorteil, ihn mysteriöser und interessanter wirken zu lassen, als er es in Wahrheit war. »Wie ist das bei dir gewesen, Jude?«, war er zu Beginn des Semesters manchmal gefragt worden, doch da war er bereits klug genug gewesen – er lernte schnell –, lediglich mit den Schultern zu zucken und lächelnd zu sagen: »Zu langweilig, um davon zu erzählen.« Er war erstaunt, aber auch erleichtert darüber, wie bereitwillig sie das akzeptierten, und dankbar für ihre Ichbezogenheit. Keiner von ihnen interessierte sich für die Geschichten der anderen; jeder wollte nur seine eigene erzählen.

Doch sein Schweigen blieb nicht unbemerkt, und es brachte ihm schließlich seinen Spitznamen ein. Es war das Jahr, in dem Malcolm die Postmoderne entdeckte, und JB hatte so ein Aufhebens davon gemacht, wie spät Malcolm damit dran war, dass er nicht zugeben wollte, ebenfalls noch nie davon gehört zu haben.

»Du kannst nicht einfach *beschließen*, post-schwarz zu sein, Malcolm«, hatte JB gesagt. »Und außerdem musst du überhaupt erst mal *schwarz gewesen sein*, um das Schwarzsein hinter dir zu lassen.«

»Du bist so ein Arschloch, JB«, hatte Malcolm gesagt.

»Oder aber«, hatte JB fortgefahren, »du musst so unkategorisierbar sein, dass die gängigen Identitätszuschreibungen auf dich nicht anwendbar sind.« Damit hatte JB sich ihm zugewandt, und er hatte gespürt, wie ihn sein Entsetzen erstarren ließ. »So wie Judy hier: Er hat nie ein Date, wir kennen seinen ethnischen Hintergrund nicht, wir wissen eigentlich gar nichts über ihn. Post-sexuell, post-ethnisch, Post-Identität, Post-Vergangenheit.« Er lächelte ihn an, wohl um zu zeigen, dass er es nur teilweise ernst meinte. »Der Post-Mann. Jude der Postmann.«

»Der Postmann«, hatte Malcolm wiederholt: Er war sich nie zu schade, die Misere eines anderen zu vergrößern, um die Aufmerksamkeit von sich selbst abzulenken. Und auch wenn der Name nicht klebenblieb – als Willem ins Zimmer zurückgekommen war und ihn gehört hatte, hatte er nur die Augen verdreht, was JB ein wenig die Freude daran zu nehmen schien –, erinnerte er Jude daran, dass er, so sehr er sich auch einredete, dazuzugehören, so viel Mühe er sich auch gab, die bizarren Teile seiner Persönlichkeit zu verbergen, doch niemandem etwas vormachen konnte. Sie wussten, dass er absonderlich war, und er war dumm genug gewesen, sich einzureden, er könne *ihnen* eingeredet haben, dass er es nicht sei. Dennoch ging er weiterhin zu den nächtlichen Treffen: Er fühlte sich von ihnen angezogen, auch wenn er nun wusste, dass es riskant war.

Manchmal bemerkte er während dieser Sitzungen (er hatte begonnen, sie so zu betrachten – als intensive Übungseinheiten, in deren

Verlauf er seine eigenen kulturellen Defizite korrigieren konnte), dass Willem ihn mit einem rätselhaften Gesichtsausdruck ansah, und dann fragte er sich, wie viel von seiner Geschichte Willem sich zusammenreimen konnte. Manchmal musste er sich zügelnd, um nichts zu ihm zu sagen. Vielleicht hatte er unrecht, dachte er manchmal. Vielleicht hätte es gutgetan, jemandem anzuvertrauen, dass er oft keinerlei Bezug zu dem hatte, worum es gerade ging, dass er ihre gemeinsame Sprache der Pannen und Frustrationen aus Kindertagen nicht beherrschte. Doch dann zügelte er sich, denn hätte er sein Unvermögen zugegeben, diese Sprache zu sprechen, hätte er auch offenbaren müssen, welche er stattdessen sprach.

Doch wenn er es irgendjemandem erzählt hätte, dann Willem. Er bewunderte alle drei seiner Mitbewohner, aber Willem war derjenige, dem er vertraute. Im Heim hatte er schnell gelernt, dass es drei Typen von Jungen gab: Der erste Typus zettelte einen Kampf an (das war JB). Der zweite beteiligte sich nicht daran, holte aber auch keine Hilfe (das war Malcolm). Und der dritte versuchte tatsächlich, einem zu helfen (dieser Typus war am seltensten, und Willem gehörte ihm an). Vielleicht war es mit Mädchen dasselbe, aber er hatte nicht genügend Zeit mit Mädchen verbracht, um das zu wissen.

Und er war sich zunehmend sicher, dass Willem etwas wusste. (*Was denn?*, debattierte er in zurechnungsfähigeren Momenten mit sich selbst. *Du suchst doch nur nach einem Grund, ihm alles zu erzählen, und was wird er dann von dir halten? Sei schlau. Sag nichts. Beherrsch dich ein bisschen.*) Aber das war natürlich unlogisch. Dass seine Kindheit untypisch verlaufen war, hatte er auch vor dem College schon gewusst – man musste nur eine Handvoll Bücher lesen, um zu dieser Einsicht zu gelangen –, aber erst in letzter Zeit hatte er zu begreifen begonnen, wie untypisch sie tatsächlich war. Ihre Fremdartigkeit schützte und isolierte ihn gleichermaßen: Es war nahezu unvorstellbar, dass irgendjemand ihre Form und ihren genauen Inhalt erraten könnte, wenn er nicht unübersehbare Hinweise fallenließe wie Pferdeäpfel: laute, abscheuliche Schreie nach Aufmerksamkeit.

Trotzdem. Der Verdacht blieb und war manchmal von einer unangenehmen Intensität, so als wäre es unvermeidlich, dass er schließlich etwas sagen würde, als empfinde er Botschaften, die zu ignorieren anstrengender war, als ihnen zu gehorchen.

Eines Abends waren sie nur zu viert. Das war zu Beginn ihres dritten Jahres, und sie fühlten sich ungewöhnlich behaglich und ein wenig sentimental in ihrer kleinen Runde. Sie waren eine Clique geworden, und zu Judes Überraschung gehörte er dazu: Das Gebäude, in dem sie lebten, hieß Hood Hall, und sie waren auf dem gesamten Campus als die »Boys in the Hood« bekannt. Jeder von ihnen hatte noch andere Freunde (JB und Willen die meisten), doch sie wussten voneinander (oder waren zumindest davon überzeugt, was aufs Gleiche hinauskam), dass ihre Loyalitäten zuvorderst bei den anderen dreien lagen. Keiner von ihnen hatte das je offen ausgesprochen, aber sie wussten alle, dass ihnen diese Vorstellung zusagte, dass ihnen der Freundschaftskodex, der ihnen auferlegt worden war, gefiel.

Sie hatten an jenem Abend Pizza gegessen, bestellt von JB und bezahlt von Malcolm. JB hatte Gras beschafft, und draußen hatte es erst geregnet und später gehagelt; die Eiskörner rasselten gegen die Scheiben, und der Wind rüttelte an den Fenstern in ihren hölzernen Rahmen, die Naturelemente in ihrer Glückseligkeit. Der Joint kreiste und kreiste, und obwohl Jude nicht daran zog – das tat er nie; er fürchtete sich zu sehr davor, was er tun oder sagen könnte, wenn er die Kontrolle über sich verlor –, spürte er, wie der Rauch ihm in die Augen stieg, auf seine Lider drückte wie ein zotteliges, warmes Tier. Wie jedes Mal, wenn einer der anderen drei für das Essen bezahlte, hatte er versucht, so wenig wie möglich zu essen, und war daher noch immer hungrig (es waren noch zwei Stücke übrig, und er starrte sie an, bis er sich zusammenriss und sich resolut abwendete), aber auch tief zufrieden. Ich könnte auf der Stelle einschlafen, dachte er, während er sich auf dem Sofa ausstreckte und Malcolms Decke über seinen Körper zog. Er war auf eine angenehme Art erschöpft, aber eigentlich war er momentan ständig erschöpft: Es war, als ließe

die tägliche Anstrengung, die es ihn kostete, normal zu erscheinen, für wenig andere Energie übrig. (Manchmal merkte er, dass er hölzern oder frostig erschien, dass er ein Langweiler war, was, wie er wusste, in diesem Umfeld womöglich einen größeren Lapsus darstellen würde als sonst irgendwas, das er vielleicht war.) Im Hintergrund hörte er wie aus weiter Ferne, wie Malcolm und JB sich über die Bedeutung des Bösen stritten.

»Ich sage ja nur, dass wir gar nicht darüber diskutieren müssten, wenn du Platon gelesen hättest.«

»Schon klar, aber was denn von Platon?«

»Hast du Platon gelesen?«

»Ich weiß nicht, was das – «

»*Hast* du?«

»Nein, aber – «

»Siehst du! Siehst du, siehst du?!« Das war Malcolm, der auf und ab sprang und auf JB zeigte, während Willem lachte. Wenn er Gras rauchte, wurde Malcolm sowohl albern als auch pedantisch, und die drei anderen verwickelten ihn gern in alberne und pedantische philosophische Streitgespräche, an deren Inhalt Malcolm sich am nächsten Morgen nie erinnern konnte.

Es folgte ein Intermezzo, in dem Willem und JB sich über irgendwas unterhielten – er war zu schläfrig, um richtig zuzuhören, gerade wach genug, um ihre Stimmen auseinanderhalten zu können –, und dann durchschnitt JBs Stimme den Dunst, der ihn umgab: »Jude!«

»Was?«, antwortete er, die Augen noch immer geschlossen.

»Ich will dich was fragen.«

Sofort schreckte etwas in ihm hoch. Wenn er bekifft war, hatte JB die erstaunliche Fähigkeit, Fragen zu stellen oder Beobachtungen zu machen, die sein Gegenüber niederschmettern und aus der Fassung bringen konnten. Jude glaubte eigentlich nicht, dass sich dahinter echte Boshaftigkeit verbarg, aber man fragte sich schon, wie es in JBs Unterbewusstsein aussah. War *das* der wahre JB? Der, der ein Mädchen aus ihrem Wohnheim, Tricia Park, gefragt hatte, wie es sich anfühlte,

der hässlichere Zwilling zu sein (die arme Tricia war aufgesprungen und aus dem Zimmer gerannt)? Oder war es derjenige, der sich, nachdem er eine besonders verheerende Schmerzattacke miterlebt hatte, in deren Verlauf Jude mehrmals das Bewusstsein verloren und wiedererlangt hatte, was sich in etwa so übeleregend anfühlte, wie aus einer aufwärtsfahrenden Achterbahn zu fallen, mit seinem bekifften Freund davongestohlen hatte und kurz vor Tagesanbruch mit einem Bündel samtig knospender Magnolienzweige zurückgekehrt war, die er verbotenerweise von den Bäumen im Innenhof abgeschnitten hatte?

»Was?«, fragte er noch einmal argwöhnisch.

»Also«, sagte JB und verstummte kurz, um einen weiteren Zug zu nehmen. »Wir kennen uns ja jetzt alle schon eine ganze Weile –«

»Ach ja?«, fragte Willem mit gespielter Überraschung.

»Schnauze, Willem«, fuhr JB fort. »Und wir würden alle gern wissen, warum du uns nie erzählt hast, wie das mit deinen Beinen passiert ist.«

»JB, ich glaube nicht –«, begann Willem, aber Malcolm, der die Angewohnheit hatte, sich lautstark auf JBs Seite zu schlagen, wenn er bekifft war, unterbrach ihn: »Es verletzt uns, Jude. Vertraust du uns denn nicht?«

»Gott, Malcolm«, sagte Willem und ahmte dann Malcolm in grellem Falsett nach: »*Es verletzt uns*. Du hörst dich an wie ein Mädchen. Das ist Judes Sache.«

Und das machte es irgendwie noch schlimmer, dass Willem, immer Willem ihn verteidigen musste. Gegen Malcolm und JB! In diesem Moment hasste er sie alle drei, aber natürlich stand es ihm überhaupt nicht zu, sie zu hassen. Sie waren seine Freunde, seine ersten Freunde, und ihm war bewusst, dass Freundschaft auf einem immerwährenden Austausch basierte: von Zuneigung, von Zeit, manchmal auch von Geld, immer aber von Information. Er hatte kein Geld. Er hatte ihnen nichts zu geben, hatte nichts anzubieten. Er konnte Willem keinen Pullover leihen, so wie Willem es getan hatte, er konnte Malcolm die hundert Dollar, die er ihm einmal aufgenötigt hatte, nicht zurück-

zahlen oder auch nur JB beim Umzug helfen, so wie JB ihm geholfen hatte.

»Na ja«, begann er und war sich ihres aufmerksamen Schweigens, selbst Willems, bewusst. »Es ist nicht besonders interessant.« Er hielt die Augen geschlossen, weil es ihm leichter fiel, die Geschichte zu erzählen, wenn er sie dabei nicht ansah, und weil er es in diesem Moment schlicht nicht ertragen hätte. »Ich wurde von einem Auto angefahren. Mit fünfzehn. Ein Jahr, bevor ich hierherkam.«

»Oh«, sagte JB. Sie schwiegen. Er spürte, wie etwas aus dem Raum entwich, spürte, wie die Enthüllung die anderen in eine Art ernster Nüchternheit versetzt hatte. »Tut mir leid, Mann. Das ist echt kacke.«

»Konntest du vorher laufen?«, fragte Malcolm, so als könnte er es jetzt nicht mehr. Es machte ihn traurig und beschämte ihn: Was er für Laufen hielt, hielten sie offenbar für etwas anderes.

»Ja«, sagte er und fügte dann, weil es die Wahrheit war, wenn auch nicht in dem Sinne, wie sie es verstehen würden, noch hinzu: »Ich war Geländeläufer.«

»Oh, krass«, sagte Malcolm. JB gab ein mitfühlendes Knurren von sich.

Nur Willem sagte nichts, wie ihm auffiel. Aber er wagte nicht, die Augen zu öffnen, um ihm ins Gesicht zu sehen.

Schließlich begann es sich herumszusprechen, wie er erwartet hatte. (Vielleicht fragten sich die Leute wirklich, was mit seinen Beinen los war. Tricia Park kam irgendwann später einmal zu ihm und erzählte ihm, sie habe immer angenommen, er leide unter Gehirnlähmung. Was sollte er *darauf* erwidern?) Doch irgendwie wurde im Laufe der Erzählungen und Wiedererzählungen ein Autounfall daraus und schließlich ein Autounfall unter Alkoholeinfluss.

»Die einfachste Erklärung ist oft die richtige«, sagte sein Mathematikprofessor Dr. Li immer, und vielleicht griff dieses Prinzip auch hier. Nur dass er wusste, dass es das nicht tat. Mathematik war Mathematik, nichts anderes funktionierte so reduktiv.

Das Merkwürdige war nur: Dadurch, dass seine Geschichte zu der

eines Autounfalls geworden war, hatte er die Chance bekommen, sich neu zu erfinden; er musste nur sagen, dass es stimmte. Aber das konnte er einfach nicht. Er konnte es keinen Unfall nennen, weil es keiner gewesen war. War es letztlich Stolz oder Dummheit, was ihn daran hinderte, den Fluchtweg zu nehmen, der ihm angeboten wurde? Er wusste es nicht.

Und dann bemerkte er etwas anderes. Er durchlitt gerade eine Schmerzattacke – eine äußerst demütigende: Sie hatte ihn überfallen, als er gerade seine Schicht in der Bibliothek beendet hatte, und Willem, dessen Schicht an seine anschloss, war zufällig einige Minuten früher da gewesen –, als er hörte, wie die Bibliothekarin, eine freundliche, belesene Frau, die er gern mochte, Willem nach der Ursache fragte. Mrs Eakeley und Willem hatten ihn in den rückwärtigen Pausenraum gebracht, wo der penetrante Duft verbrannten Zuckers, den alter Kaffee verströmte und der ihm ohnehin zuwider war, so scharf und überfallartig auf ihn einströmte, dass er sich beinahe übergeben hätte.

»Er wurde von einem Auto angefahren«, drang Willems Antwort zu ihm herüber wie über einen großen schwarzen See hinweg.

Aber erst am Abend wurde ihm bewusst, was genau Willem gesagt und welches Wort er gebraucht hatte: *angefahren*. Er hatte nicht von einem Unfall gesprochen. Er fragte sich, ob er es bewusst getan hatte. Was wusste Willem? Es beschäftigte ihn so sehr, dass er Willem gefragt hätte, wäre er da gewesen, aber er war es nicht – er war bei seiner Freundin.

Niemand war da, fiel ihm auf. Das Zimmer gehörte ihm allein. Er spürte, wie die Kreatur in seinem Inneren – die er sich als ein schwächtiges, schäbiges, lemurenartiges Geschöpf vorstellte, mit schnellen Reflexen ausgestattet und stets auf dem Sprung, während ihre dunklen, feuchten Augen unentwegt die Landschaft nach potenziellen Bedrohungen absuchten – sich entspannte und zu Boden sank. Dies waren die Momente des College-Lebens, die er am meisten schätzte: Er saß in einem warmen Zimmer, würde am nächsten Tag drei Mahlzeiten

zu sich nehmen und so viel essen, wie er wollte, und dazwischen würde er Seminare und Vorlesungen besuchen, und niemand würde versuchen, ihm wehzutun oder ihn zu etwas zu zwingen, was er nicht tun wollte. Seine Mitbewohner – seine *Freunde* – waren irgendwo in der Nähe, und er hatte einen weiteren Tag überstanden, ohne eines seiner Geheimnisse preiszugeben, und ein weiterer Tag trennte den Menschen, der er einmal gewesen war, von dem, der er heute war. Das erschien ihm jedes Mal wie eine Leistung, die mit Schlaf belohnt werden musste, also ging er schlafen, schloss die Augen und machte sich bereit für einen weiteren Tag auf der Welt.





*

»Es gibt zwei Arten von Menschen auf der Welt«, sagte Richter Sullivan immer. »Die, die an etwas glauben wollen, und die, die es nicht wollen. In meinem Gerichtssaal wird der Glaube wertgeschätzt. *Jede* Art von Glaube.«

Diese Verkündung war häufig von ihm zu hören, woraufhin er sich ächzend erhob – er war sehr dick – und aus dem Zimmer wankte. Für gewöhnlich war das, wenn der Tag sich dem Ende zuneigte – Sullivans Tag zumindest – und er sein Quartier verließ, um mit seinen

Referendaren zu sprechen, wobei er auf der Kante eines ihrer Schreibtische saß und unverständliche, von regelmäßigen Pausen durchsetzte Vorträge hielt, so als wären seine Referendare keine Anwälte, sondern bloße Schreibkräfte mit dem Auftrag, seine Worte aufzuzeichnen. Doch niemand schrieb mit, nicht einmal Kerrigan, der ein wahrer Gläubiger und der konservativste von ihnen dreien war.

Wenn der Richter hinausgegangen war, grinste Jude Thomas am anderen Ende des Raumes zu, der in einer hilflosen und nach Entschuldigung heischenden Geste zur Decke hinaufblickte. Thomas war auch ein Konservativer, aber »ein Konservativer *mit Verstand*«, wie er ihn erinnerte, »und die Tatsache, dass ich diese Unterscheidung überhaupt treffen muss, ist verdammt deprimierend«.

Thomas und er hatten im selben Jahr begonnen, für den Richter zu arbeiten. Als Jude im zweiten Jahr seines Jura-Studiums der informelle Sondierungsausschuss des Richters angesprochen hatte – genauer gesagt, sein Professor für Gesellschaftsrecht, der ein alter Freund des Richters war –, war es Harold gewesen, der ihn davon überzeugt hatte, sich auf die Stelle zu bewerben. Sullivan war unter den übrigen Bezirksrichtern dafür bekannt, dass er stets auch einen Referendar beschäftigte, dessen politische Ansichten von seinen eigenen abwichen, je stärker, desto besser. (Sein letzter liberaler Referendar hatte anschließend für eine Vereinigung gearbeitet, die sich für die Abspaltung Hawaiis von den USA einsetzte, eine Karriereentscheidung, die der Richter Sullivan von heftiger Selbstzufriedenheit begleitet zur Kenntnis genommen hatte.)

»Sullivan hasst mich«, hatte Harold damals erfreut zu ihm gesagt. »Er wird dich in jedem Fall einstellen, und sei es nur, um mich zu ärgern.« Lächelnd kostete er den Gedanken aus. »Und weil du der brillianteste Student bist, den ich je hatte«, fügte er hinzu.

Dieses Kompliment ließ Jude den Blick senken: Harolds Lob erreichte ihn für gewöhnlich über Umwege. »Ich weiß nicht, ob ich ihm liberal genug bin«, hatte er geantwortet. Harold war er ganz sicher nicht liberal genug; sie stritten regelmäßig darüber: über seine An-

sichten, über die Art, wie er das Gesetz auslegte, wie er es aufs Leben anwandte.

Harold schnaubte. »Glaub mir«, sagte er, »das bist du.«

Doch als er im Jahr darauf zu seinem Vorstellungsgespräch nach New York gefahren war, hatte Sullivan weit weniger zornig und weit weniger spezifisch über die Gesetzgebung und über politische Philosophie gesprochen, als er es erwartet hatte. »Wie ich höre, singen Sie«, sagte Sullivan stattdessen nach einem einstündigen Gespräch über Judes Studienfächer (der Richter war auf derselben Fakultät gewesen), seine Tätigkeit als Redakteur der im Fachbereich herausgegebenen juristischen Zeitschrift (der Richter hatte denselben Posten innegehabt) und seine Meinung zu einigen aktuellen Fällen.

»Das stimmt«, sagte er und fragte sich, woher der Richter das wusste. Im Gesang fand er Trost, aber er sang selten vor anderen. Hatte er in Harolds Büro gesungen und war dabei gehört worden? Manchmal sang er in der Fachbereichsbibliothek, wenn er spätabends Bücher ins Regal zurückstellte und es in der Bibliothek still und ruhig wie in einer Kirche war – hatte ihn dort jemand gehört?

»Singen Sie etwas für mich«, sagte der Richter.

»Was würden Sie denn gern hören, Sir?«, fragte er. Unter gewöhnlichen Umständen wäre er viel nervöser gewesen, aber er war vorgewarnt worden, dass der Richter ihn irgendetwas aufführen lassen werde (ein ehemaliger Bewerber hatte Gerüchten zufolge für ihn jonglieren müssen), und Sullivan war als Opernliebhaber bekannt.

Der Richter legte die wulstigen Finger an die wulstigen Lippen und dachte nach. »Hmmm«, sagte er, »singen Sie etwas, das mir etwas über ihre Persönlichkeit verrät.«

Er überlegte kurz und begann zu singen. Er war überrascht zu hören, dass seine Wahl auf Mahlers »Ich bin der Welt abhanden gekommen« gefallen war – sowohl weil er Mahler gar nicht besonders mochte, als auch weil das Lied nicht leicht zu singen war; es war langsam, trauervoll, subtil und nicht für einen Tenor geschrieben. Aber er mochte den Text, den sein Gesangslehrer auf dem College

als »zweitklassigen Romantizismus« abgetan hatte, woran seiner Meinung nach die schlechten Übertragungen ins Englische großen Anteil hatten. Die Standardübersetzung der ersten Zeile lautete: »*I am lost to the world*«, aber er las sie eher als »*I have become lost to the world*«, was nach seinem Ermessen weniger selbstmitleidig, weniger melodramatisch als vielmehr resigniert und verwirrt klang. *Ich bin der Welt abhanden gekommen / Mit der ich sonst viele Zeit verdorben*. Das Lied handelte vom Leben eines Künstlers, was er eindeutig nicht war. Doch er verstand auf geradezu instinktive Weise, was es bedeutete, sich zu verlieren, sich von der Welt zu lösen, an einen anderen Ort zu verschwinden, einen Ort des Rückzugs und der Sicherheit, sich zugleich nach Flucht und Entdeckung zu sehnen. *Es ist mir auch gar nichts daran gelegen, / Ob sie mich für gestorben hält, / Ich kann auch gar nichts sagen dagegen, / Denn wirklich bin ich gestorben der Welt*.

Als er geendet hatte und die Augen aufschlug, applaudierte der Richter lachend. »Bravo«, sagte er. »Bravo! Aber ich fürchte, Sie haben den falschen Beruf gewählt, wissen Sie.« Er lachte wieder. »Wo haben Sie gelernt, so zu singen?«

»Bei den Brüdern, Sir.«

»Ah, ein katholischer Junge?«, fragte Sullivan und richtete seinen massigen Körper erwartungsvoll auf.

»Ich wurde katholisch erzogen«, begann er.

»Aber jetzt sind Sie es nicht mehr?«, fragte der Richter stirnrunzelnd.

»Nein«, sagte er. Er hatte jahrelang daran gearbeitet, den entschuldigenden Unterton in seiner Stimme zu unterdrücken, wenn er das sagte.

Sullivan gab ein grunzendes Geräusch von sich, das vielerlei hätte bedeuten können. »Nun, was auch immer sie Ihnen mitgegeben haben, hätte Sie zumindest vor dem bewahren sollen, was Harold Stein Ihnen in den letzten paar Jahren eingetrichtert hat«, sagte er. Er warf einen Blick auf seinen Lebenslauf. »Sie sind sein wissenschaftlicher Mitarbeiter?«

»Ja«, sagte er. »Seit über zwei Jahren.«

»Ein scharfer Verstand und so vergeudet«, sagte Sullivan (es war nicht ganz klar, ob er Harold oder ihn meinte). »Danke, dass Sie vorbeigekommen sind, wir melden uns bei Ihnen. Und danke für das Lied; Sie haben eine der besten Tenorstimmen, die ich seit Langem gehört habe. Sind Sie *wirklich* sicher, dass Sie die richtige Berufswahl getroffen haben?«, sagte er lächelnd; es war das letzte Mal, dass er Sullivan so fröhlich und aufrichtig lächeln sah.

Als er wieder in Cambridge war, erzählte er Harold von dem Treffen (»Du *singst*?«, fragte Harold ihn auf eine Weise, als hätte er ihm gerade erzählt, er könne fliegen), aber auch, dass er sich sicher sei, das Referendariat nicht zu bekommen. Eine Woche später rief Sullivan an: Er hatte den Job. Er war überrascht, Harold nicht. »Das habe ich dir doch gesagt«, sagte er.

Als er am Tag darauf wie üblich in Harolds Büro kam, hatte dieser seinen Mantel an. »Die normale Arbeit fällt heute aus«, verkündete er. »Ich möchte, dass du mir hilfst, einige Besorgungen zu machen.« Das war ungewöhnlich, aber Harold war nun einmal ungewöhnlich. Am Bordstein hielt er ihm die Schlüssel entgegen. »Willst du fahren?«

»Ja, warum nicht?«, sagte er und ging auf die Fahrerseite. Es war das Auto, in dem er erst letztes Jahr fahren gelernt hatte, während Harold neben ihm gesessen und außerhalb des Klassenzimmers wesentlich mehr Geduld an den Tag gelegt hatte als darin. »Gut«, hatte er gesagt. »Lass die Kupplung ein bisschen mehr kommen – gut. Gut, Jude, gut.«

Harold musste einige Hemden abholen, die er hatte ändern lassen, und sie fuhren zu dem teuren kleinen Herrenbekleidungsgeschäft am Rande des Square, in dem Willem während seines Abschlussjahrs gearbeitet hatte. »Komm mit rein«, wies Harold ihn an. »Ich werde beim Tragen Hilfe brauchen.«

»Mein Gott, Harold, wie viele Hemden hast du denn gekauft?«, fragte er. Harold verfügte über eine stets gleichbleibende Auswahl blauer Hemden, weißer Hemden, brauner Cordhosen (für den Winter),

Leinenhosen (für Frühling und Sommer) und Pullover in verschiedenen Grün- und Blautönen.

»Schweig«, sagte Harold.

Drinnen machte Harold sich auf die Suche nach einem Verkäufer, und Jude wartete, ließ seinen Finger über die Krawatten wandern, die zusammengerollt und glänzend wie süßes Gebäck in ihren Schaukästen lagen. Malcolm hatte ihm zwei seiner alten Baumwollanzüge gegeben, die er zum Ändern gegeben und während seiner beiden Sommerpraktika getragen hatte, aber für das Vorstellungsgespräch bei Sullivan hatte er sich den Anzug seines Mitbewohners leihen müssen, und solange er ihn hatte, war er darauf bedacht gewesen, sich darin äußerst behutsam zu bewegen, im permanenten Bewusstsein der feinen Beschaffenheit seiner Wolle.

Dann hörte er Harold sagen: »Das ist er«, und als er sich umdrehte, stand Harold da mit einem kleinen Mann, der sich ein Maßband um den Hals gelegt hatte wie eine Schlange. »Er braucht zwei Anzüge – einen dunkelgrauen und einen blauen –, und dann nehmen wir noch ein Dutzend Hemden mit, ein paar Pullover, eine Handvoll Krawatten, Socken, Schuhe: Er hat gar nichts.« Ihm nickte er zu und sagte: »Das ist Marco. Ich bin in ein paar Stunden zurück.«

»Warte«, sagte er. »Harold. Was soll das?«

»Jude«, sagte Harold. »Du brauchst etwas zum Anziehen. Ich bin wahrlich kein Experte auf dem Gebiet, aber in diesem Aufzug kannst du bei Sullivan jedenfalls nicht auftauchen.«

Es beschämte ihn: seine Kleidung, seine Unzulänglichkeit, Harolds Freigiebigkeit. »Ich weiß«, sagte er. »Aber das kann ich nicht annehmen, Harold.«

Er hätte noch weitergesprochen, aber Harold machte einen Schritt auf ihn zu und drehte ihn beiseite. »Jude«, sagte er, »nimm es an. Du hast es verdient. Und vor allem brauchst du es. Ich kann nicht zulassen, dass du mich vor Sullivan blamierst. Außerdem habe ich schon dafür bezahlt, und ich werde mein Geld nicht zurückbekommen. Stimmt's, Marco?«, rief er über die Schulter.

»Stimmt«, sagte Marco sofort.

»Lass es gut sein, Jude«, sagte Harold, als er sah, dass er noch etwas sagen wollte. »Ich muss los.« Und er marschierte aus dem Laden, ohne sich nochmals umzudrehen.

Und so stand er dann vor dem triptychonartigen Spiegel und betrachtete das Spiegelbild von Marco, der sich an seinen Knöcheln zu schaffen machte, doch als Marcos Hand an der Innenseite seines Beins hinauffuhr, um den Innensaum zu messen, zuckte er reflexartig zusammen. »Ruhig, ruhig«, sagte Marco, so als wäre er ein nervöses Pferd, und tätschelte seinen Schenkel, auch wie bei einem Pferd, und als Marco an seinem anderen Bein angekommen war und er noch einmal eine unfreiwillige tretende Bewegung machte: »He! Ich habe Nadeln im Mund, wissen Sie.«

»Entschuldigung«, sagte er und zwang sich, stillzustehen.

Als Marco fertig war, betrachtete er sich in seinem neuen Anzug: die Anonymität und der Schutz, die er verlieh. Selbst wenn jemand versehentlich seinen Rücken streifte, würde er durch die Stoffschichten hindurch nie die Erhebungen der Narben spüren. Es war alles bedeckt, alles versteckt. Wenn er stillstand, konnte er jedermann sein, ein unbeschriebenes Blatt, ein Unsichtbarer.

»Noch einen Zentimeter mehr, würde ich sagen«, sagte Marco, der den Rücken des Jacketts um seine Taille raffte. Er klopfte ihm ein paar lose Fäden vom Ärmel. »Jetzt brauchen Sie nur noch einen ordentlichen Haarschnitt.«

Harold wartete in der Krawattenabteilung auf ihn, in eine Zeitschrift vertieft. »Bist du fertig?«, fragte er, so als wäre der Einkaufstrip seine Idee gewesen und Harold nur ihm zuliebe mitgekommen.

Während ihres frühen Abendessens versuchte er, Harold nochmals zu danken, doch der unterbrach ihn jedes Mal mit wachsender Ungeduld. »Hat man dir nicht beigebracht, dass man auch einfach mal etwas akzeptieren muss, Jude?«, fragte er schließlich.

»Du hast gesagt, dass man nichts einfach so akzeptieren darf«, erinnerte er Harold.

»Ja, im Seminarraum und im Gerichtssaal«, sagte Harold. »Aber doch nicht im wahren Leben. Weißt du, Jude, im wahren Leben widerfahren guten Menschen manchmal schöne Dinge. Keine Sorge, allzu häufig kommt es nicht vor. Aber wenn, dann sollten die guten Menschen einfach ›Danke‹ sagen und weitermachen wie bisher und vielleicht einmal darüber nachdenken, dass derjenige, der ihnen Gutes tut, auch seine Freude daran hat und sie sich nicht dadurch verderben lassen möchte, dass er sich all die Gründe anhört, warum derjenige, dem er etwas Gutes getan hat, glaubt, es nicht verdient zu haben oder es nicht wert zu sein.«

Daraufhin hielt er den Mund, und nach dem Essen ließ er sich von Harold zu seiner Wohnung in der Hereford Street fahren. »Außerdem«, sagte Harold, als er ausstieg, »hast du sehr, sehr gut ausgesehen. Du bist ein wirklich gut aussehender Kerl; ich hoffe, das hat dir schon mal jemand gesagt.« Und dann, bevor er Einspruch einlegen konnte: »Akzeptiere es, Jude.«

Also schluckte er seine Worte hinunter. »Danke, Harold. Für alles«, sagte er stattdessen.

»Es war mir eine Freude, Jude«, sagte Harold. »Wir sehen uns am Montag.«

Er stand auf dem Bürgersteig und blickte Harolds Auto hinterher, und dann ging er zu seiner Wohnung hinauf, die im ersten Stock eines eleganten Stadthauses lag, das an ein Verbindungshaus des MIT angrenzte. Der Eigentümer, ein emeritierter Soziologieprofessor, wohnte im Erdgeschoss und vermietete die drei übrigen Stockwerke an Doktoranden: Ganz oben lebten Santosh und Federico, die in Elektrotechnik promovierten, und im zweiten Stock Janusz und Isidore, die beide in Harvard ihren Ph.D. machten – Janusz in Biochemie und Isidore in Nahöstlicher Religion –, und direkt unter ihnen wohnten er und sein Mitbewohner, Charlie Ma, der eigentlich Chien-Ming Ma hieß und den alle nur CM nannten. CM hospitierte am Tufts Medical Center, und sie lebten in beinahe exakt entgegengesetzten Rhythmen: Wenn er aufwachte, war CMs Tür geschlossen, und er hörte sein feuch-

tes, schnaufendes Schnarchen, und wenn er abends um acht aus Harold's Büro nach Hause kam, war CM fort. Was er von CM mitbekam, gefiel ihm – er kam aus Taipeh, war in Connecticut auf dem Internat gewesen und hatte ein schläfriges, spitzbübisches Grinsen, das man stets mit einem Lächeln erwidern wollte –, und er war ein Freund von einem Freund von Andy; so hatten sie sich kennengelernt. Obwohl er immer etwas bekifft und träge wirkte, war CM außerdem sehr ordentlich, und er kochte gern: Manchmal kam Jude nach Hause und fand einen Teller voller frittiertes Teigtaschen auf dem Tisch vor, unter dem ein Zettel mit der Aufschrift ISS UNS herauschaute, oder er bekam eine Kurznachricht, in der CM ihn bat, vor dem Schlafengehen noch das Hühnerfleisch in der Marinade zu wenden oder auf dem Nachhauseweg etwas Koriander einzukaufen. Er tat ihm immer den Gefallen, und wenn er das nächste Mal nach Hause kam, war das Fleisch in ein Schmorgericht verwandelt oder der Koriander fein gehackt und in Muschelpfannkuchen gestreut worden. Wenn sich ihre Zeitpläne alle paar Monate einmal anglichen, trafen sie sich zu sechst bei Santosh und Federico – die die größte Wohnung hatten – zum Essen und Pokern. Janusz und Isidore waren besorgt, sie könnten von Mädchen für schwul gehalten werden, weil sie immer aufeinanderhockten (CMs Blick schoss zu Jude herüber; er hatte mit ihm um zwanzig Dollar gewettet, dass sie miteinander schliefen, aber so täten, als wären sie hetero – was so oder so kaum zu beweisen gewesen war), und Santosh und Federico beklagten sich über die Dummheit ihrer Studenten und darüber, dass die Qualität der MIT-Undergraduates seit ihrer Zeit vor fünf Jahren stark nachgelassen habe.

Die Wohnung, in der CM und er lebten, war die kleinste, weil der Vermieter die Hälfte der Etage zu einem Vorratsraum umgebaut hatte. Da CM den weit größeren Teil der Miete bestritt, hatte er das Schlafzimmer bekommen. Er selbst hatte eine Ecke des Wohnzimmers bezogen, den Teil mit dem Erkerfenster. Sein Bett war eine labberige Kaltschaummatratze im Eierkartonschnitt, seine Bücher standen unter dem Fensterbrett aufgereiht, er hatte eine Lampe und einen faltbaren

Sichtschutz aus Pappe, der ihm etwas Privatsphäre verschaffte. CM und er hatten einen großen Holztisch gekauft, den sie in die Wandnische des Esszimmers gestellt hatten und an dem zwei metallene Klappstühle standen, einer von Janusz gestiftet, der andere von Federico. Eine Seite des Tisches gehörte ihm, die andere CM, und auf beiden Seiten stapelten sich Bücher, Zettel und ihre Laptops, die Tag und Nacht vor sich hin zirpten und gurgelten.

Die Leute waren immer erstaunt über die Kahlheit ihrer Wohnung, aber er nahm kaum noch davon Notiz. Nur manchmal wurde er sich dessen bewusst, so zum Beispiel, als er jetzt vor den drei Pappkartons, in denen er seine Kleider aufbewahrte, auf dem Boden saß und seine neuen Pullover, Hemden, Socken und Schuhe aus dem weißen Packpapier nahm und sie Stück für Stück auf seinen Schoß legte. Es waren die schönsten Dinge, die er je besessen hatte, und irgendwie war es schändlich, sie in Kartons zu versenken, die eigentlich für Aktenordner gedacht waren. Und so schlug er sie schließlich wieder in das Papier ein und legte sie behutsam in die Einkaufsstüten zurück.

Harolds Großzügigkeit verunsicherte ihn. Zunächst einmal die Geste selbst: In seinem ganzen Leben hatte er noch nie ein so großes Geschenk bekommen. Zweitens die Unmöglichkeit, es ihm jemals in angemessener Weise zu vergelten. Und drittens war da noch die Aussage dahinter: Er wusste seit einiger Zeit, dass Harold ihn respektierte, ja dass er seine Gesellschaft genoss. Aber konnte es sein, dass er für Harold auf eine andere Weise wichtig war, dass Harold ihn nicht einfach nur als Studenten mochte, sondern als wirklichen, echten Freund? Und wenn dem so war, warum machte es ihn so unsicher?

Er hatte viele Monate gebraucht, um sich in Harolds Gesellschaft wohlfühlen: nicht im Seminarraum oder in seinem Büro, aber außerhalb des Seminarraums, außerhalb des Büros. Im wahren Leben, wie Harold gesagt hätte. Wenn er von einem Abendessen bei Harold in seine Wohnung zurückkehrte, spülte eine Welle der Erleichterung über ihn hinweg. Und obwohl er es sich nicht eingestehen wollte, kannte er auch den Grund dafür: Männer – erwachsene Männer, zu

denen er sich selbst noch nicht zählte – hatten sich schon immer vor allem aus einem Grund für ihn interessiert, also hatte er gelernt, sie zu fürchten. Aber Harold schien nicht zu diesen Männern zu gehören. (Wobei Bruder Luke zuerst auch nicht zu ihnen zu gehören schien.) Manchmal kam es ihm vor, als fürchtete er sich vor allem, und er hasste diese Seite an sich. Angst und Hass, Angst und Hass: als wären das die einzigen beiden Eigenschaften, die er besaß. Angst vor allen anderen, Hass auf sich selbst.

Er hatte von Harold gehört, bevor er ihn kennenlernte, denn Harold war bekannt. Er war ein unerbittlicher Fragesteller: Jede Bemerkung, die man in einem seiner Seminare machte, wurde aufgefangen und mit einer endlosen Salve von Warums quittiert. Er war groß und schlank und ging immer in kleinen Kreisen umher, den Oberkörper vorgebeugt, wenn er in Gedanken versunken oder von etwas begeistert war.

Zu seiner eigenen Enttäuschung konnte sich Jude an vieles aus dem Seminar zum Vertragsrecht, das er im ersten Jahr bei Harold belegt hatte, nicht mehr erinnern. Er hatte beispielsweise die Einzelheiten seiner Hausarbeit vergessen, die Harolds Interesse geweckt hatten, was zu Gesprächen außerhalb des Seminars und schließlich zu dem Angebot geführt hatte, einer seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter zu werden. Er konnte sich nicht erinnern, im Seminar etwas besonders Interessantes gesagt zu haben. Doch woran er sich noch erinnerte, war, wie Harold am ersten Tag des Semesters auf und ab gehend mit tiefer Stimme und in gedrängten Sätzen doziert hatte.

»Sie sind Jurastudenten im ersten Semester«, hatte Harold gesagt. »Meinen Glückwunsch dazu. Als Erstsemester werden Sie die übliche Mischung aus Seminaren belegen: Vertragsrecht, Schadensersatzrecht, Eigentumsrecht, Zivilprozessrecht und im kommenden Jahr dann Verfassungsrecht und Strafrecht. Aber das wissen Sie alles. Was Sie nicht wissen, ist, dass diese Mischung auf wunderbar einfache Weise die Struktur unserer gesamten Gesellschaft widerspiegelt, die Mechanismen dessen, was eine Gesellschaft, was *unsere* Gesellschaft

in ihrem Innersten zusammenhält. Jedes Gesellschaftssystem braucht zunächst einmal einen institutionellen Rahmen: Das ist das Verfassungsrecht. Es braucht ein System der Bestrafung: Das ist das Strafrecht. Weiter braucht man ein System, das das Funktionieren dieser übrigen Systeme garantiert: Das ist das Zivilprozessrecht. Man muss Angelegenheiten von Besitz und Inhaberschaft verwalten: Das ist das Eigentumsrecht. Es muss sichergestellt werden, dass jemand finanziell für Verletzungen geradesteht, die mir von anderen zugefügt werden: Das ist das Schadenersatzrecht. Und zuletzt muss dafür Sorge getragen werden, dass die Leute ihre Vereinbarungen einhalten, dass sie sich an gegebene Versprechen halten: Und *das* ist das Vertragsrecht.«

Er machte eine Pause. »Ich hoffe, ich vereinfache nicht zu sehr, aber ich wette, die Hälfte von Ihnen ist hier, damit Sie den Leuten eines Tages das Geld aus der Tasche ziehen können – Schadenersatzspezialisten, nichts, wofür man sich schämen müsste! –, und die andere Hälfte von Ihnen ist hier, weil Sie glauben, die Welt verändern zu können. Sie sind hier, weil Sie davon träumen, sich vor dem Obersten Gerichtshof zu streiten, weil Sie denken, die wahre juristische Herausforderung liege in den Räumen zwischen den Zeilen der Verfassung. Aber ich bin hier, um Ihnen zu sagen, dass es sich anders verhält. Das wahrhaftigste, das intellektuell anspruchsvollste, das *reichhaltigste* juristische Feld ist das Vertragsrecht. Ein Vertrag ist nicht einfach nur ein Stück Papier, das Ihnen einen Arbeitsplatz, ein Haus oder eine Erbschaft zusichert: In ihrem reinsten, wahrhaftigsten und weitesten Sinn regeln Verträge alle Bereiche des Rechts. Wenn wir uns dafür entscheiden, innerhalb einer Gesellschaft zu leben, dann entscheiden wir uns dafür, gemäß eines Vertrages zu leben und die Regeln zu befolgen, die uns ein Vertrag vorgibt – die Verfassung selbst ist ein Vertrag, wenn auch ein großzügig auslegbarer Vertrag, und in der Frage, wie großzügig er tatsächlich auslegbar ist, begegnen sich das Recht und die Politik – und es sind die mal deutlich, mal weniger deutlich formulierten Regeln dieses Vertrages, denen wir folgen, wenn wir versprechen, nicht zu töten, Steuern zu zahlen und nicht zu stehlen. Doch in

diesem Fall sind wir sowohl die Schöpfer als auch die Unterzeichner des Vertrages: Als Bürger dieses Landes haben wir von Geburt an die Verpflichtung angenommen, seine Bedingungen zu respektieren und zu befolgen, und wir tun es tagtäglich.

Natürlich werden Sie in diesem Seminar die Mechanismen des Vertragswesens kennenlernen – wie ein Vertrag entsteht, wie er gebrochen wird, wie bindend er ist und wie man sich von ihm entbindet –, aber Sie werden auch angehalten sein, das Recht selbst als eine Reihe von Verträgen zu betrachten. Manche sind – und dieses eine Mal werde ich Ihnen erlauben, diese Ansicht zu äußern – fairer als andere. Aber Fairness ist nicht die einzige, ja nicht einmal die wichtigste Kategorie des Rechts: Das Recht ist nicht immer fair. Verträge sind nicht fair, nicht immer. Aber manchmal ist das notwendig, weil es das Funktionieren der Gesellschaft sichert. In diesem Seminar werden Sie den Unterschied zwischen Fairness und Gerechtigkeit und, was ebenso wichtig ist, zwischen Fairness und Notwendigkeit lernen. Sie werden etwas über die Verpflichtungen lernen, die wir als Mitglieder einer Gesellschaft einander gegenüber haben, und darüber, wie weit die Gesellschaft darin gehen sollte, die Einhaltung dieser Verpflichtungen durchzusetzen. Sie werden lernen, Ihr Leben – unser aller Leben – als eine Reihe von Verpflichtungen zu betrachten, und das wird Ihre Sichtweise nicht nur auf das Recht, sondern auch auf unser Land selbst und auf Ihren Platz darin verändern.«

Er war von Harolds Ansprache begeistert gewesen, so wie in den Wochen darauf davon, wie anders Harold dachte, wie er sich, einem Dirigenten gleich, vor die Studenten stellte und ihre Argumente dehnte, bis sie sonderbare, kaum vorstellbare Formen annahm. Einmal hatte eine recht harmlose Diskussion zwischen ihnen über das Recht auf Privatsphäre – sowohl das höchstgeschätzte als auch das schwammigste der konstitutionellen Rechte, jedenfalls Harold zufolge, dessen Auslegungen sich oft über konventionelle Abgrenzungen hinwegsetzten und fröhlich in andere juristische Felder hinübersprangen – in einer Auseinandersetzung über das Recht auf Abtreibung gemündet,

das in Judes Augen moralisch nicht begründbar, aber sozial notwendig war. »Aha!«, hatte Harold gesagt; er war einer der wenigen Professoren, die nicht nur juristische, sondern auch soziale Argumente miteinbezogen. »Und was, Mr St. Francis, geschieht, wenn wir im Recht die Moral zugunsten sozialen Handelns verwerfen? Wann ist der Punkt gekommen, an dem ein Land und die Menschen, die darin leben, die soziale Kontrolle über ihren Sinn für Moral stellen sollten? Gibt es einen solchen Punkt überhaupt? Ich bin mir da nicht sicher.« Aber er hatte ihm weiter zugehört, und im Seminarraum war es still geworden, während alle dem Hin und Her ihrer Debatte folgten.

Harold war Autor dreier Bücher, doch es war sein jüngstes, *Der amerikanische Handschlag: Versprechen und Versäumnisse der Unabhängigkeitserklärung*, das ihn bekannt gemacht hatte. Das Buch, das Jude noch vor ihrer ersten Begegnung gelesen hatte, war eine juristische Auslegung der Unabhängigkeitserklärung: Welche ihrer Versprechen waren gehalten worden und welche nicht, und wäre sie heute verfasst worden, hätte sie dann aktuellen Tendenzen der Rechtsprechung standgehalten? (»Kurze Antwort: Nein«, schrieb die *Times* in ihrer Rezension.) Nun war er dabei, für sein viertes Buch zu recherchieren, eine Art Fortsetzung von *Der amerikanische Handschlag*, die die Verfassung aus einem ähnlichen Blickwinkel beleuchtete.

»Aber nur die Bill of Rights und ein paar der spannenderen Zusatzartikel«, sagte Harold während seines Bewerbungsgesprächs zu ihm.

»Ich wusste nicht, dass manche Verfassungszusätze spannender sind als andere«, sagte er.

»*Natürlich* sind manche spannender als die anderen«, sagte Harold. »Nur der elfte, der zwölfte, der vierzehnte und der sechzehnte sind sexy. Die restlichen sind im Prinzip die Schlacke vergangener Staatspolitik.«

»Der dreizehnte ist Müll?«, fragte er amüsiert.

»Ich habe nicht gesagt, dass er Müll ist«, sagte Harold, »aber auch nicht sexy.«

»Aber das ist es doch, was Schlacke bedeutet, oder?«

Harold seufzte theatralisch, griff sich das Wörterbuch von seinem Schreibtisch, schlug es auf und las einen Augenblick lang darin. »Also gut«, sagte er und warf es auf einen Haufen Papier zurück, der auf den Schreibtischrand zurutschte. »Das ist die vierte Definition. Aber ich meinte die erste: die Rückstände, die Reste – die *Relikte* vergangener Staatspolitik. Zufrieden?«

»Ja«, sagte Jude und unterdrückte ein Lächeln.

Er begann, montags, mittwochs und freitags an den Nachmittagen und Abenden für Harold zu arbeiten, wenn sein Studienpensum am geringsten war – dienstags und donnerstags hatte er am Nachmittag Seminare am MIT, wo er seinen Master machte, und arbeitete abends in der juristischen Fachbibliothek, samstags arbeitete er morgens in der Bibliothek und nachmittags in einer Bäckerei namens Batter nahe der Medizinischen Fakultät, wo er seit seiner College-Zeit Sonderaufträge ausführte: Er verzierte Cookies, goss Hunderte von Fondantblüten für Kuchen und experimentierte mit unterschiedlichsten Rezepten, von denen eines, ein Kuchen mit zehn verschiedenen Nussarten, zum Verkaufsschlager der Bäckerei geworden war. Auch sonntags arbeitete er bei Batter, und eines Tages drückte ihm Allison, die Eigentümerin der Bäckerei, die ihn mit vielen der komplizierteren Projekte betraute, einen Auftrag über drei Dutzend mit Zuckerguss verzierte Cookies in die Hand, die wie verschiedene Bakterienarten aussehen sollten. »Ich dachte mir, wenn jemand das hinkriegt, dann du«, sagte sie. »Die Frau des Kunden ist Mikrobiologin, und er will sie und ihre Laborgruppe überraschen.«

»Ich mache mich mal schlau«, sagte er, während er das Blatt entgegennahm und sein Blick auf den Namen des Kunden fiel: Harold Stein. Und das tat er auch, indem er CM und Janusz um Rat fragte, um den Cookies schließlich die Gestalt von Paisley, Morgensterne oder Gurken zu geben, mit Zuckerguss in verschiedenen Farben Cytoplasma, Zellmembranen und Ribosomen darauf zu malen und Flagellen aus Lakritzschnüren zu formen. Er stellte eine Liste der verschiedenen Bakterien zusammen, druckte sie aus und legte sie

zusammengefaltet in die Schachtel, die er sorgfältig verschnürte; zu diesem Zeitpunkt kannte er Harold noch nicht sehr gut, aber ihm gefiel der Gedanke, etwas für ihn hergestellt zu haben und ihn damit zu beeindrucken, und sei es nur auf anonyme Weise. Und er dachte gern darüber nach, was mit den Cookies gefeiert werden sollte: eine Veröffentlichung? Ein Jubiläum? Oder war es schlichte Ergebenheit? War Harold Stein ein Mann, der seiner Frau ohne Grund Cookies im Labor vorbeibrachte? Er vermutete es beinahe.

In der darauffolgenden Woche erzählte Harold ihm von den fantastischen Cookies, die er bei Batter bekommen hatte. Sein Enthusiasmus, der sich wenige Stunden zuvor im Seminar noch auf das einheitliche Handelsgesetz gerichtet hatte, hatte in den Cookies ein neues Ziel gefunden. Jude saß da, biss sich auf die Innenseite seiner Wangen, um nicht zu lachen, und hörte zu, wie Harold sich über die Genialität der Cookies ausließ, von ihrem Detailreichtum und ihrer Wirklichkeitsnähe schwärmte, die Julius Laborgemeinschaft sprachlos gemacht hätten, und erzählte, dass er kurzzeitig der Held des Labors gewesen sei. »Was übrigens nicht einfach ist bei Leuten, die jeden, der sich mit Humanwissenschaften beschäftigt, mehr oder weniger für einen Idioten halten.«

»Hört sich an, als wären diese Cookies von einem Besessenen gemacht worden«, sagte er. Er hatte Harold nicht erzählt, dass er bei Batter arbeitete, und er hatte es auch nicht vor.

»Das wäre ein Besessener, den ich gern mal kennenlernen würde«, sagte Harold. »Sie waren auch noch verdammt lecker.«

»Mmm«, sagte er und überlegte, welche Frage er Harold stellen könnte, um ihn von den Cookies abzulenken.

Harold hatte natürlich noch andere wissenschaftliche Mitarbeiter – zwei Studenten im zweiten Jahr und einen im dritten Jahr, den Jude nur vom Sehen kannte –, aber ihre Arbeitszeiten waren so unterschiedlich, dass es keine Überschneidungen gab. Manchmal kommunizierten sie über Zettel oder per E-Mail miteinander, erklärten, wo sie ihre Recherche unterbrochen hatten, sodass der nächste an

derselben Stelle weitermachen konnte. Harold hatte ihn beauftragt, sich ausschließlich dem fünften Verfassungszusatz zu widmen. »Der ist gut«, sagte er. »Unfassbar sexy.« Die zwei Assistenten im zweiten Jahr sollten sich mit dem neunten Zusatz beschäftigen und der andere mit dem zehnten, und auch wenn er wusste, dass es lächerlich war, triumphtierte er innerlich, als hätte er als Einziger eine besondere Auszeichnung erhalten.

Die erste Einladung zum Essen bei Harold hatte sich am Ende eines kalten und düsteren Märznachmittags spontan ergeben. »Sind Sie sicher?«, fragte er prüfend.

Harold hatte ihn neugierig angesehen. »Selbstverständlich«, sagte er. »Es ist nur ein Abendessen. Der Mensch muss essen, oder?«

Harold lebte in einem zweistöckigen Haus in Cambridge, am Rande des Undergraduate-Campus. »Ich wusste gar nicht, dass Sie hier wohnen«, sagte er, als Harold in die Einfahrt einbog. »Das ist eine meiner Lieblingsstraßen. Ich habe sie jeden Tag als Abkürzung zur anderen Seite des Campus genommen.« »Sie und alle anderen«, antwortete Harold. »Als ich es kurz vor meiner Scheidung gekauft habe, waren diese Häuser alle von Studenten bewohnt; die Fensterläden fielen fast ab, und es roch so stark nach Gras, dass man schon vom Vorbeifahren bekiffte wurde.«

Es schneite, zwar nur ganz leicht, aber er war trotzdem froh, dass es nur zwei Stufen waren, die zur Tür hinaufführten, und er sich keine Sorgen machen musste, auszurutschen oder auf Harolds Hilfe angewiesen zu sein. Im Inneren des Hauses roch es nach Butter, Pfeffer und Speisestärke: Nudeln, dachte er. Harold ließ seine Aktentasche auf den Boden fallen und erklärte ihm nachlässig die Wohnung – »Wohnzimmer; Arbeitszimmer dahinter; Küche und Esszimmer links von Ihnen« –, und er lernte Julia kennen, die so groß wie Harold war, kurze braune Haare hatte und ihm auf Anhieb sympathisch war.

»Jude!«, sagte sie. »Ich habe schon so viel von Ihnen gehört; es freut mich sehr, dass wir uns endlich kennenlernen.« Es klang so, als würde sie sich wirklich freuen.

Während des Essens unterhielten sie sich. Julia war in einem Akademikerhaushalt in Oxford aufgewachsen, für ihr Promotionsstudium in Stanford nach Amerika gekommen und dort geblieben; Harold und sie hatten sich vor fünf Jahren über einen gemeinsamen Freund kennengelernt. Ihre Laborgemeinschaft untersuchte ein neues Virus, bei dem es sich offenbar um eine Variante von H₅N₁ handelte, und versuchte, seinen genetischen Code zu entschlüsseln.

»Schwingt in der Mikrobiologie nicht immer auch die Frage der potenziellen militärischen Nutzung dieser Genome mit?«, fragte er und spürte eher, als dass er es sah, wie Harold sich ihm zuwandte.

»Ja, das stimmt«, sagte Julia, und während sie ihm die kontroverse Stellung ihrer Arbeit und der ihrer Kollegen auseinandersetzte, warf er einen Seitenblick auf Harold, der ihn ansah und dabei eine Augenbraue hochzog, eine Geste, die er nicht interpretieren konnte.

Doch dann verlagerte sich das Gespräch, und er konnte förmlich zusehen, wie sich die Diskussion stetig von Julias Laborarbeit fort- und unaufhaltsam auf ihn zubewegte. Er begriff, wie gut Harold als Prozessanwalt gewesen wäre, wenn er es gewollt hätte, wie gut er sich auf Richtungsänderung und Neupositionierung verstand; es war geradezu, als wäre ihr Gespräch eine Flüssigkeit, die er durch verschiedene Rinnen und Schächte leitete und dabei nach und nach alle Abflüsse verspernte, bis sie an ihr unvermeidliches Ende gelangte.

»Also, Jude«, fragte Julia. »Wo sind Sie aufgewachsen?«

»Hauptsächlich in Dakota und Montana«, sagte er und spürte, wie die Kreatur in seinem Inneren sich aufsetzte, die Gefahr wahrnahm, aber unfähig war, ihr zu entweichen.

»Sind Ihre Eltern Rancher?«, fragte Harold.

Im Laufe der Jahre hatte er gelernt, mit welcher Abfolge von Fragen zu rechnen war und wie er sie am besten parierte. »Nein«, sagte er, »aber viele dort sind es natürlich. Es ist eine wunderbare Landschaft; sind Sie schon mal im Westen gewesen?«

Meistens genügte das, aber nicht in Harolds Fall. »Ha!«, sagte er. »Das ist das geschmeidigste Ausweichmanöver seit Langem.« Harold

sah ihn so scharf an, dass er seinen eigenen Blick auf den vor ihm stehenden Teller senkte. »Das soll wohl heißen, dass Sie uns nicht verraten werden, was sie beruflich machen?«

»Harold, nun lass ihn doch«, sagte Julia, aber er fühlte, wie Harold ihn weiter anstarrte, und war erleichtert, als das Essen vorbei war.

Nach jenem ersten Abend wurde ihre Beziehung zugleich enger und komplizierter. Er hatte das Gefühl, Harolds Neugier geweckt zu haben, die er sich als einen aufmerksamen Hund mit wachen Augen vorstellte – einen Terrier, irgendetwas Unermüdliches, Eifriges –, und er war sich nicht sicher, ob das so gut war. Er wollte Harold gern besser kennenlernen, doch das Essen hatte ihm in Erinnerung gerufen, dass dieser Prozess – jemanden kennenlernen – jedes Mal so viel fordernder war als gedacht. Er vergaß es immer wieder; er wurde immer wieder daran erinnert. Wie so oft wünschte er sich, den gesamten Ablauf – das gegenseitige Preisgeben von Intimitäten, das Erkunden der Vergangenheit des anderen – abkürzen, sich einfach auf die nächste Ebene teleportieren zu können, wo die Beziehung etwas Weiches, Nachgiebiges und Behagliches war und die persönlichen Grenzen beider Parteien verstanden und respektiert wurden.

Die meisten anderen hätten vielleicht noch einige Versuche unternommen, ihn zu befragen, und ihn dann in Frieden gelassen – die meisten anderen *hatten* ihn in Frieden gelassen: seine Freunde, seine Kommilitonen, seine übrigen Professoren –, aber Harold ließ sich nicht so leicht abschütteln. Selbst seine üblichen Strategien – zu denen zählte, seinen Gesprächspartnern zu sagen, er wolle mehr über *ihr* Leben erfahren, anstatt über sich selbst zu reden, was nicht nur effektiv war, sondern auch der Wahrheit entsprach – griffen bei Harold nicht. Er wusste nie, wann Harold ihn als Nächstes anspringen würde, es traf ihn jedes Mal unvorbereitet, und er merkte, wie er immer befangener wurde, je mehr Zeit sie miteinander verbrachten.

Manchmal saßen sie in Harolds Büro und unterhielten sich über irgendetwas – beispielsweise den Affirmative-Action-Fall der University of Virginia, der aktuell vor dem Supreme Court verhandelt

wurde –, und plötzlich sagte Harold etwas wie: »Was ist eigentlich *Ihr* ethnischer Hintergrund, Jude?«

»Bunt gemischt«, antwortete er dann und versuchte, das Thema zu wechseln, selbst wenn das bedeutete, zur Ablenkung einen Stapel Bücher fallen lassen zu müssen.

Doch manchmal waren die Fragen auch anlasslos und arbiträr und unmöglich vorherzusehen, zumal sie ohne Vorwarnung kamen. Eines Abends saßen Harold und er noch spät im Büro, und Harold bestellte ihnen etwas zu essen. Als Dessert gab es Kekse und Brownies, und er schob Jude die Papiertüten hinüber.

»Nein, danke«, sagte er.

»Wirklich nicht?«, fragte Harold und hob die Augenbrauen. »Mein Sohn hat die immer geliebt. Wir haben versucht, sie selbst für ihn zu backen, aber wir haben es nie richtig hinbekommen.« Er brach einen Brownie auseinander. »Haben Ihre Eltern viel für Sie gebacken, als Sie ein Kind waren?« Er stellte diese Fragen mit einer ostentativen Beiläufigkeit, die nahezu unerträglich war.

»Nein«, sagte er und tat so, als würde er seine Notizen durchgehen.

Er hörte zu, wie Harold kaute und dabei, so wusste er, überlegte, ob er sich zurückziehen oder die Befragung fortsetzen sollte.

»Sehen Sie Ihre Eltern häufig?«, fragte Harold ihn an einem anderen Abend unvermittelt.

»Sie sind tot«, sagte er, ohne den Blick von der Seite zu heben.

»Das tut mir leid, Jude«, sagte Harold nach einem Augenblick des Schweigens, und die Aufrichtigkeit in seiner Stimme ließ ihn aufschauen. »Meine sind auch gestorben. Vor recht kurzer Zeit. Ich bin natürlich auch um einiges älter als Sie.«

»Das tut mir leid, Harold«, sagte er. Und dann, aus einer Ahnung heraus: »Sie standen Ihnen wohl nah?«

»Ja«, sagte Harold. »Sehr sogar. Und Sie?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, nicht besonders.«

Harold schwieg. »Aber ich wette, sie waren stolz auf Sie«, sagte er schließlich.

Wenn Harold ihm persönliche Fragen stellte, spürte er immer, wie ihn etwas Kaltes durchlief, so als würde er von innen vereisen und eine schützende Frostschrift seine Organe und Nerven überziehen. Doch in diesem Moment war ihm, als drohte er auseinanderzubrechen, als würde das Eis rissig werden, wenn er etwas erwiderte, und er würde splintern und bersten. Also wartete er, bis er wusste, dass er wieder normal klingen würde, bevor er Harold fragte, ob er den Rest der Artikel sofort herausuchen sollte oder ob es bis zum nächsten Morgen warten könne. Wobei er Harold allerdings nicht ansah, sondern in sein Notizbuch hineinsprach.

Die Antwort ließ lange auf sich warten. »Morgen«, sagte Harold schließlich leise, und er nickte und packte seine Sachen zusammen, und während er langsam auf die Tür zuing, war er sich bewusst, dass Harolds Blick auf ihm lag.

Harold wollte wissen, wie er aufgewachsen war, ob er Geschwister hatte, wer seine Freunde waren und was er mit ihnen unternahm: Er gierte nach Informationen. Die letzten beiden Fragen konnte er immerhin beantworten, und er berichtete von seinen Freunden, wie er sie kennengelernt hatte und wo sie jetzt waren: Malcolm an der Columbia, JB und Willem in Yale. Es machte ihm Spaß, Harolds Fragen zu ihnen zu beantworten, über sie zu sprechen, Harold lachen zu hören, wenn er ihm Geschichten über sie erzählte. Er erzählte von CM und von Santoshs und Federicos Dauerstreit mit den Ingenieurwissenschaftlern im Verbindungshaus nebenan und davon, wie er eines Morgens von einer Flotte motorisierter Luftschiffe aus Kondomen geweckt worden war, die geräuschvoll an seinem Fenster vorbei in den dritten Stock hinaufschwebten und von denen Schilder baumelten mit der Aufschrift: SANTOSH JAIN UND FEDERICO DE LUCA HABEN MIKROSCHWÄNZE.

Wenn aber Harold jene anderen Fragen stellte, hatte er das Gefühl, von ihrem Gewicht, ihrer Häufigkeit und ihrer Unausweichlichkeit erdrückt zu werden. Und manchmal heizte sich die Luft so sehr mit den Fragen auf, die Harold *nicht* stellte, dass es ebenso belastend war.

Die Leute wollten so viel wissen, sie wollten so viele Antworten. Und er verstand sie, das tat er wirklich – auch er wollte Antworten, auch er wollte alles wissen. In solchen Augenblicken war er dankbar für seine Freunde und dafür, wie vergleichsweise wenig sie ihm zu entlocken versucht hatten, wie sie ihm erlaubt hatten, sich in die leere, gesichtslose Prärie seines Inneren zurückzuziehen, unter deren gelber Oberfläche Regenwürmer und Käfer sich durch die schwarze Erde schlängelten und Knochensplitter sich langsam in Stein verwandelten.

»Du interessierst dich ja wirklich sehr dafür«, blaffte er Harold einmal frustriert an, als der ihn fragte, ob er in einer Beziehung sei, doch als er hörte, wie seine Stimme klang, verstummte er und entschuldigte sich. Zu diesem Zeitpunkt kannten sie sich seit beinahe einem Jahr.

»Dafür?«, sagte Harold, die Entschuldigung übergehend. »Ich interessiere mich für *dich*. Und ich wüsste nicht, was daran ungewöhnlich sein sollte. Mit seinen Freunden redet man über solche Dinge.«

Doch trotz seines Unbehagens ließ er sich immer wieder auf Harold ein, nahm immer wieder seine Essenseinladungen an, obwohl bei jeder Begegnung der Punkt kam, an dem er sich wünschte, verschwinden zu können, oder befürchtete, ihn in irgendeiner Weise enttäuscht zu haben.

Bei einem der Abendessen lernte er Harolds besten Freund Laurence, einen alten Studienkollegen, der inzwischen Berufsrichter in Boston war, und dessen Frau Gillian kennen, die am Simmons College Englisch unterrichtete. »Jude«, sagte Laurence, dessen Stimme noch tiefer war als Harolds. »Harold hat erzählt, dass Sie auch noch einen Master am MIT machen. In welchem Fach denn?«

»Reine Mathematik«, antwortete er.

»Worin unterscheidet die sich denn von« – sie lachte – »normaler Mathematik?«, fragte Gillian.

»Nun, die normale oder auch angewandte Mathematik ist das, was man auch als praktische Mathematik bezeichnen könnte«, sagte er. »Sie wird eingesetzt, um Probleme zu lösen, um Lösungen zu liefern,

sei es im Bereich der Wirtschaft, des Ingenieurwesens, der Buchhaltung oder was auch immer. Die reine Mathematik dagegen existiert nicht, um unmittelbare oder eindeutige, praktisch anwendbare Lösungen zu liefern. Sie ist eine pure Ausdrucksweise, wenn man so will – alles, was sie beweist, ist die nahezu unbegrenzte Anpassungsfähigkeit der Mathematik selbst, innerhalb eines Vorausetzungsrahmens, auf den wir uns geeinigt haben, natürlich.«

»Sie meinen nichteuklidische Geometrie und solche Sachen?«, fragte Laurence.

»Das gehört auf jeden Fall dazu. Aber es ist mehr als das. Oft geht es nur um einen Nachweis der ... der unmöglichen und doch konsistenten inneren Logik der Mathematik selbst. Innerhalb der reinen Mathematik gibt es alle möglichen Spezialgebiete: die Geometrie, wie Sie schon gesagt haben, aber auch Algebra, Algorithmik, Kryptografie, theoretische Informatik und mein Studienfach, die reine Logik.«

»Die was beinhaltet?«, fragte Laurence.

Er dachte kurz nach. »Mathematische oder auch reine Logik ist im Grunde genommen eine Art Unterhaltung zwischen Wahrheiten und Falschheiten. Ich könnte beispielsweise sagen: »Alle positiven Zahlen sind real. Die Zahl Zwei ist eine positive Zahl. Also muss die Zahl Zwei real sein.« Aber das stimmt nicht *wirklich*, oder? Es ist eine Ableitung, eine Annahme. Ich habe nicht wirklich *bewiesen*, dass die Zwei eine reale Zahl ist, aber rein logisch betrachtet muss sie es sein. Im Grunde führt man den Beweis also, um zu beweisen, dass die Logik hinter diesen beiden Aussagen real und unbegrenzt anwendbar ist.« Er schwieg kurz. »Ergibt das einen Sinn?«

»*Video, ergo est*«, sagt Laurence unvermittelt. *Ich sehe es, also ist es.*

Jude lächelte. »Genau darum geht es in der angewandten Mathematik. Bei der reinen Mathematik dagegen würde es eher heißen« – er überlegte wieder – »*Imagino, ergo est*.«

Laurence erwiderte sein Lächeln und nickte. »Sehr gut«, sagte er.

»Jetzt habe ich mal eine Frage«, sagte Harold, der ihnen schweigend

zugehört hatte. »Wie und warum zur Hölle bist du im Jurastudium gelandet?«

Alle lachten, und er tat es auch. Er war das schon oft gefragt worden (von einem verzweifelten Dr. Li; von einem verblüfften Dr. Kashen, der sein Tutor war) und hatte die Antwort stets auf sein Gegenüber abgestimmt, denn die wahre Antwort – er wollte über die Mittel verfügen, sich zu verteidigen; er wollte sicherstellen, dass ihm niemand mehr je etwas anhaben konnte – erschien ihm zu egoistisch, zu oberflächlich, zu kleinlich (und hätte außerdem eine ganze Reihe weiterer Fragen nach sich gezogen). Außerdem war er mittlerweile klug genug, um zu wissen, dass ein Jurastudium eine unzureichende Art der Verteidigung war: Um wirklich sicher zu sein, hätte er ein Schütze werden müssen, der durch das Visier seiner Waffe blickt, oder ein Chemiker in einem Labor, umgeben von Pipetten und giftigen Substanzen.

Doch an jenem Abend sagte er: »Aber Jura unterscheidet sich eigentlich gar nicht so sehr von der Mathematik – ich meine, theoretisch haben die Rechtswissenschaften auch auf jede Frage eine Antwort parat, oder? Gesetze sind dazu da, um sich daran zu reiben, um sie zu dehnen, und wenn sie nicht zu jedem Bereich, den sie abzudecken vorgeben, eine Lösung anbieten würden, wären sie keine Gesetze, nicht wahr?« Er unterbrach sich, um darüber nachzudenken, was er gerade gesagt hatte. »Ich glaube, der Unterschied liegt darin, dass in den Rechtswissenschaften viele Wege zu vielen Antworten führen, während in der Mathematik viele Wege zu einer Antwort führen. Und wohl auch darin, dass es den Rechtswissenschaften eigentlich nicht um die Wahrheit geht: Es geht um Verwaltung und Steuerung. Die Mathematik dagegen muss nicht zweckmäßig oder praktisch sein, sie muss nicht anleiten – sie muss nur wahr sein. Aber vielleicht gibt es noch eine Gemeinsamkeit: Worauf es in beiden Disziplinen letztlich wirklich ankommt – oder besser gesagt, was den stärksten Eindruck hinterlässt –, ist nicht unbedingt, dass man recht bekommt beziehungsweise einen Beweis erbracht hat, sondern die Schönheit, die Ökonomie, mit der man das geschafft hat.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Harold.

»Na ja«, sagte er, »in den Rechtswissenschaften reden wir von einem schönen Plädoyer oder einem schönen Richterspruch; und wir meinen damit natürlich nicht nur die Schönheit der Logik, sondern auch die des Ausdrucks. Und ähnlich verhält es sich in der Mathematik: Wenn wir von einem schönen Beweis sprechen, erkennen wir seine Einfachheit an, das Elementare darin, man kann vielleicht sagen: seine Zwangsläufigkeit.«

»Wie passt denn so etwas wie der Fermat'sche Satz da hinein?«, fragte Julia.

»Das ist das perfekte Beispiel für einen nicht-schönen Beweis. Denn auch wenn es wichtig war, dass er geführt wurde, war er für viele – wie zum Beispiel meinen Tutor – eine Enttäuschung. Der Beweis erstreckt sich über Hunderte von Seiten, bedient sich bei so vielen unterschiedlichen mathematischen Feldern und ist dadurch so entstellt, so zerrissen in seiner Darstellung, dass heute noch von vielen versucht wird, ihn auf elegantere Weise zu führen, auch wenn der Beweis an sich ja schon erbracht ist. Ein schöner Beweis ist bündig, genau wie ein schöner Schiedsspruch. Er vereint nur eine Handvoll unterschiedlicher Konzepte – die dabei gern aus allen Winkeln des mathematischen Universums stammen dürfen – und führt in relativ wenigen Schritten zu einer umfassenden und neuen allgemeinen mathematischen Wahrheit, also einer vollständig beweisbaren, unerschütterlichen Unbedingtheit in einer auf Annahmen beruhenden Welt, in der es sehr wenige unerschütterliche Unbedingtheiten gibt.« Er machte eine Atempause, und plötzlich wurde ihm bewusst, dass er geredet und geredet hatte und die anderen ihn schweigend ansahen. Er merkte, wie er rot wurde, wie der alte Hass sich in ihm ausbreitete wie Schmutzwasser. »Entschuldigung«, sagte er. »Es tut mir leid. Ich sollte nicht so vor mich hin schwätzen.«

»Machen Sie Witze?«, sagte Laurence. »Jude, das dürfte seit mindestens zehn Jahren die erste wirklich erhellende Unterhaltung gewesen sein, die ich in Harolds Haus hatte: danke dafür.«

Wieder lachten alle, und Harold lehnte sich mit zufriedener Miene in seinem Sessel zurück. Jude beobachtete, wie Harold ein stummes »Siehst du?« zu Laurence hinüberwarf, der es mit einem Nicken erwiderte, und begriff, dass es dabei um ihn ging, und war gegen seinen Willen geschmeichelt und auch ein wenig beschämt. Hatte Harold mit seinem Freund über ihn gesprochen? War das Ganze ein Test gewesen, eine Prüfung, von der er nicht gewusst hatte, dass er sie absolvieren musste? Er war erleichtert, dass er sie bestanden und Harold nicht blamiert hatte, erleichtert, dass er sich – so unwohl er sich dort manchmal fühlte – seinen Platz in Harolds Haus verdient hatte und man ihn vielleicht wieder einladen würde.

Mit jedem Tag vertraute er Harold ein wenig mehr, und manchmal fragte er sich, ob er vielleicht im Begriff war, seinen Fehler zu wiederholen. War es besser zu vertrauen oder auf der Hut zu sein? Konnte man wirklich mit jemandem befreundet sein, wenn man ständig damit rechnete, getäuscht zu werden? Mal kam es ihm so vor, als nutzte er Harolds Großzügigkeit, sein unbekümmertes Vertrauen in ihn aus, dann wieder, als wäre Vorsicht doch die beste Strategie, denn wenn es böse endete, würde er nur sich selbst die Schuld dafür geben können. Aber es war schwierig, Harold nicht zu vertrauen: Harold machte es ihm schwer, und er selbst machte es sich auch schwer – er *wollte* Harold vertrauen, er *wollte* loslassen, er *wollte*, dass die Kreatur in seinem Inneren sich in einen Schlaf begab, aus dem sie nie wieder erwachte.

In seinem zweiten Studienjahr war er einmal spätabends bei Harold, und als sie die Tür öffneten, waren die Stufen, die Straße, die Bäume mit Schnee bedeckt, und die Flocken wirbelten so rasant auf die Tür zu, dass sie unvermittelt einen Schritt zurücktraten.

»Ich rufe ein Taxi«, sagte er, damit Harold ihn nicht fahren musste.

»Nein«, sagte Harold. »Du bleibst hier.«

Also übernachtete er in Harolds und Julias Gästezimmer im ersten Stock, durch einen großzügigen Raum mit mehreren Fenstern, den sie als Bibliothek nutzten, und einen kurzen Korridor von ihrem

Schlafzimmer getrennt. »Hier hast du ein T-Shirt«, sagte Harold und warf ihm etwas Graues, Weiches entgegen, »und hier ist eine Zahnbürste.« Er legte sie auf das Bücherregal. »Im Badezimmer sind Gästehandtücher. Brauchst du sonst noch was? Wasser?«

»Nein«, sagte er. »Danke, Harold.«

»Nichts zu danken, Jude. Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Er blieb noch ein wenig wach, die Daunendecke um sich gelegt, die weiche Matratze unter sich, sah zu, wie sich das Fenster weiß verfärbte, hörte zu, wie Wasser aus Hähnen gluckerte, wie Harold und Julia sich unverständlich murmelnd unterhielten, wie einer von ihnen noch einmal durch die Wohnung tapste, bis es schließlich ganz still war. In jenen Minuten stellte er sich vor, sie wären seine Eltern und er wäre über das Wochenende zu Besuch und dies wäre sein Zimmer und er würde am nächsten Tag aufstehen und tun, was auch immer erwachsene Kinder bei ihren Eltern taten.

Im Sommer nach jenem zweiten Jahr lud Harold ihn in sein Haus in Truro auf Cape Cod ein. »Du wirst es mögen«, sagte er. »Bring deine Freunde mit. Sie werden es auch mögen.« Und so fuhren sie am Donnerstag vor Labor Day, als Malcolm und er gerade ihre Praktika beendet hatten, alle gemeinsam von New York nach Cape Cod, und für die Dauer dieses langen Wochenendes verlagerte sich Harolds Aufmerksamkeit auf JB, Malcolm und Willem. Auch Jude beobachtete sie, bewunderte sie dafür, wie sie jede einzelne von Harolds Fragen beantworten konnten, wie großzügig sie ihr Leben teilten, wie sie Geschichten über sich erzählten, über die sie selbst lachen konnten und die auch Harold und Julia zum Lachen brachten, wie ungezwungen sie Harold gegenüber waren und wie ungezwungen Harold ihnen gegenüber war. Es machte ihn glücklich zu sehen, wie Menschen, die er ins Herz geschlossen hatte, einander ins Herz schlossen. Vom Haus führte ein Privatweg zu einem kleinen Privatstrand, und morgens gingen die vier gemeinsam schwimmen – selbst er, in Hose, Unterhemd und einem alten Oxford-Hemd, was niemand thematisierte – und legten

sich dann in den Sand, wo seine nassen Sachen sich langsam von seinem Körper lösten, während sie trockneten. Manchmal kam Harold mit, um ihnen zuzusehen oder ebenfalls zu schwimmen. Nachmittags fuhren Malcolm und JB auf Fahrrädern durch die Dünen, und Willem und er folgten ihnen zu Fuß – Willem glich sein Tempo dem seinen an – und sammelten beim Gehen schieferartige Muscheln und die traurigen Panzer längst gefressener Einsiedlerkrebse. Abends, wenn die Luft mild war, zeichneten JB und Malcolm, und Willem und er lasen. Er fühlte sich benommen vor Sonne, Essen, Salz und Zufriedenheit, und wenn der Tag vorbei war, schlief er früh und schnell ein, um am Morgen vor den anderen aufzuwachen und sich allein auf die hintere Veranda zu stellen und aufs Meer hinauszublicken.

Was wird mit mir passieren?, fragte er das Meer. Was *passiert* mit mir?

Die Ferien endeten, und das Herbstsemester begann, und er brauchte nicht lange, um zu bemerken, dass einer seiner Freunde an jenem Wochenende etwas zu Harold gesagt haben musste, allerdings nicht Willem, dessen war er sich sicher war, und Willem war der Einzige, dem Jude schließlich doch etwas über seine Vergangenheit erzählt hatte, und selbst das war nicht viel gewesen – drei Einzelheiten, eine magerer als die andere, jede für sich bedeutungslos, alle zusammengenommen nicht einmal der Beginn einer Geschichte. Selbst die ersten Sätze eines Märchens beinhalteten mehr Details als das, was er Willem erzählt hatte: *Es waren einmal ein Junge und ein Mädchen, die lebten mit ihrem Vater, der Holzfäller war, und ihrer Stiefmutter tief in einem kalten Wald. Der Holzfäller liebte seine Kinder, aber er war sehr arm, und so sagte seine Frau eines Tages zu ihm.* Was auch immer Harold herausgefunden haben mochte, beruhte also auf Spekulationen, gestützt von Beobachtungen, Theorien, Vermutungen und Fiktionen. Doch was immer es auch war, es genügte, um Harolds Fragen – danach, wer er gewesen und woher er gekommen war – ein Ende zu setzen.

Während die Monate und dann Jahre vergingen, entwickelte sich eine Freundschaft zwischen ihnen, in der über die ersten fünfzehn

Jahre seines Lebens geschwiegen wurde, so als hätte es sie nie gegeben, als hätte man ihn auf dem College frisch ausgepackt und einen Schalter an seinem Halsansatz umgelegt, woraufhin er zappelnd zum Leben erwacht wäre. Er wusste, dass Harold diese leeren Jahre mit seinen eigenen Vorstellungen füllte und dass manche dieser Vorstellungen schlimmer waren als das, was wirklich passiert war, und manche weniger schlimm. Aber Harold sagte ihm nie, was er dachte, und eigentlich wollte er es auch gar nicht wissen.

Er hatte ihre Freundschaft nie als von den äußeren Umständen abhängig empfunden, aber er war darauf vorbereitet, dass es für Harold und Julia so sein könnte. Als er für sein Referendariat nach Washington zog, ging er davon aus, dass sie ihn vergessen würden, und versuchte sich auf den Verlust einzustellen. Doch das geschah nicht. Stattdessen schrieben sie ihm E-Mails und riefen an, und wenn einer von ihnen in der Stadt war, trafen sie sich zum Essen. Jeden Sommer fuhr er mit seinen Freunden nach Truro, jedes Thanksgiving verbrachten sie in Cambridge. Und als er zwei Jahre später nach New York zog und im Büro des U.S. Attorney zu arbeiten begann, freute Harold sich auf geradezu beängstigende Weise für ihn. Sie hatten ihm sogar ihre Wohnung auf der Upper East Side angeboten, aber weil er wusste, dass sie sie häufig nutzten, und sich nicht ganz sicher war, wie ernst das Angebot gemeint war, lehnte er ab.

Jeden Samstag rief Harold an und erkundigte sich nach seiner Arbeit, und er erzählte ihm von seinem Chef Marshall, dem stellvertretenden U.S. Attorney, der die erstaunliche Fähigkeit besaß, komplette Urteile des Obersten Gerichtshofs aus dem Gedächtnis aufzusagen; er schloss dann die Augen, um in Gedanken ein Bild der Seite heraufzubeschwören, und seine Stimme bekam einen roboterartigen und tonlosen Klang, während er rezitierte, aber nie ließ er ein Wort aus oder fügte eines hinzu. Jude hatte immer geglaubt, ein gutes Gedächtnis zu haben, aber das von Marshall verblüffte ihn.

In gewisser Weise erinnerte ihn das Büro des U.S. Attorney an das Heim; es war hauptsächlich von Männern bevölkert und durch-

drungen von einer ganz bestimmten, permanenten Feindseligkeit, jener Art von fauchender Bissigkeit, die automatisch entsteht, wenn eine Gruppe von Menschen mit stark ausgeprägtem Konkurrenzdenken, die einander ebenbürtig sind, auf engem Raum zusammenkommen und wissen, dass nur wenige von ihnen die Chance erhalten werden, sich hervorzutun. (Doch hier ähnelten sie sich in dem, was sie erreicht hatten; im Heim ähnelten sie sich in ihrem Hunger, dem Mangel, den sie alle verspürten.) Alle zweihundert stellvertretenden Staatsanwälte hatten, wie es schien, an einer von fünf oder sechs juristischen Fakultäten studiert, und so gut wie alle hatten entweder bei den Law Reviews oder den Moot Courts ihrer Fakultäten mitgewirkt. Er gehörte einem vierköpfigen Team an, das sich hauptsächlich um Versicherungsbetrugsfälle kümmerte, und jeder von ihnen hatte irgendeine Besonderheit – eine bestimmte Qualifikation, eine persönliche Eigenart –, von der sie hofften, sie würde sie über die anderen erheben: Er hatte seinen Master vom MIT (was niemanden besonders interessierte, aber zumindest ein hervorstechendes Merkmal war) und sein Referendariat am Bezirksgericht bei Sullivan, mit dem Marshall sich gut verstand. Citizen, sein engster Freund im Büro, hatte seinen Abschluss in Cambridge gemacht und zwei Jahre in London als Anwalt gearbeitet, bevor er nach New York gekommen war. Und Rhodes, der Dritte im Bunde, war nach dem College als Fulbright-Scholar nach Argentinien gegangen. (Der Vierte in ihrem Team war ein überaus fauler Kerl namens Scott, der die Stelle der allgemeinen Auffassung nach nur bekommen hatte, weil sein Vater mit dem Präsidenten Tennis spielte.)

Er verbrachte seine Tage im Büro, und manchmal, wenn Citizen, Rhodes und er spätabends etwas vom Lieferservice bestellten, musste er an die Zeit im College denken. Und auch wenn er die Gesellschaft von Citizen und Rhodes schätzte und die Besonderheit und Tiefe ihrer Gedanken bewunderte, sehnte er sich in diesen Augenblicken nach seinen Freunden, die so anders dachten als er und die auch ihn dazu brachten, anders zu denken. Mitten in einer Unterhaltung mit

Citizen und Rhodes über Logik fiel ihm plötzlich eine Frage ein, die Dr. Li ihm in seinem ersten Studienjahr gestellt hatte, als er sich für dessen Seminar in reiner Mathematik beworben hatte: *Warum sind Kanaldeckel rund?* Es war eine einfache Frage und einfach zu beantworten, aber als er sie, wieder in Hood Hall, seinen Mitbewohnern gestellt hatte, waren sie stumm geblieben. Und dann hatte JB im träumerischen Ton eines Wandererzählers begonnen: »Vor langer, langer Zeit zogen Mammuts über die Erde, und ihre Schritte hinterließen bleibende runde Vertiefungen im Boden«, und sie hatten alle gelacht. Er lächelte, als er daran zurückdachte; manchmal wünschte er, einen Verstand wie JB zu haben, einen, der Geschichten ersann, die andere erheiterten, und der so anders war als sein eigener, der ständig nach Erklärungen suchte, Erklärungen, die, auch wenn sie vielleicht zutrafen, frei von Romantik waren, von Witz, von Esprit.

»Qualifikationen zücken«, flüsterte Citizen ihm zu, wenn der U.S. Attorney einmal persönlich auf ihrer Etage erschien und die stellvertretenden Staatsanwälte ihn allesamt umschwärmten wie Motten das Licht, ein Pulk aus grauen Anzügen. Rhodes und sie gesellten sich zu dem Schwarm, doch nicht einmal bei diesen Gelegenheiten erwähnte er die eine Qualifikation, von der er wusste, dass sie nicht nur Marshall, sondern auch den U.S. Attorney innehalten und ihn genauer in Augenschein nehmen lassen würde. Als er die Stelle bekam, hatte Harold gesagt, Adam, der U.S. Attorney, sei ein alter Bekannter von ihm und Jude könne sich gern auf ihn berufen. Er hatte erwidert, dass es ihm wichtig sei, es allein zu schaffen. Das stimmte auch, doch der eigentliche Grund war, dass er zögerte, Harold's Namen zu erwähnen, damit Harold sich nicht irgendwann seiner Bekanntschaft mit ihm schämen müsse. Also hatte er nichts gesagt.

Dennoch fühlte es sich manchmal an, als wäre Harold dort. Erinnerungen an das Jura-Studium auszutauschen (was untrennbar damit verbunden war, mit den während des Studiums erzielten Erfolgen zu prahlen) war im Büro ein beliebter Zeitvertreib, und weil so viele seiner Kollegen auf derselben Fakultät gewesen waren wie er, kannte

ein beträchtlicher Teil von ihnen Harold (und die Übrigen hatten von ihm gehört), und manchmal, wenn er sie von seinen Seminaren erzählen hörte oder davon, wie gut man sich darauf vorbereiten musste, war er stolz auf Harold und – wenngleich er wusste, dass das albern war – stolz darauf, ihn zu kennen. Im Jahr darauf würde Harolds Buch über die Verfassung erscheinen, und jeder im Büro würde die Danksagung lesen und seinen Namen sehen, und seine Verbindung zu Harold würde offengelegt werden, und viele von ihnen würden misstrauisch werden, und er würde sehen, wie sich Besorgnis auf ihre Gesichter stahl, während sie sich zu erinnern versuchten, was sie in seiner Gegenwart über Harold gesagt haben mochten. Doch bis dahin hatte er das Gefühl, sich im Büro auf eigene Faust bewährt zu haben, seinen Platz an der Seite von Citizen und Rhodes selbst gefunden und seine Beziehung zu Marshall eigenständig geknüpft zu haben.

Aber sosehr es ihm gefallen hätte, sosehr er es sich wünschte, er tat sich schwer damit, Harold als einen Freund zu bezeichnen: Manchmal fürchtete er, sich die Nähe zwischen ihnen lediglich einzubilden, sie in Gedanken hoffnungsvoll zu überhöhen, und dann zog er (zu seiner eigenen Beschämung) *Das schöne Versprechen* aus dem Regal, schlug die Danksagung auf und las Harolds Worte, so als wären sie selbst ein Vertrag, eine Erklärung, dass seine Empfindungen für Harold wenigstens zum Teil erwidert wurden. Und immer rechnete er mit dem Ende: *Diesen Monat wird es so weit sein*, sagte er sich. Und dann, am Ende des Monats: *Nächsten Monat. Nächsten Monat wird er nicht mehr mit mir sprechen wollen*. Er versuchte, sich in einem Zustand ständiger Bereitschaft zu halten; er versuchte, sich auf die Enttäuschung einzustellen, und wünschte sich, eines Besseren belehrt zu werden.

Unterdessen dauerte die Freundschaft an, floss dahin wie ein Strom, in dessen Sog er geraten war und der ihn mit sich trug an einen Ort, den er noch nicht sehen konnte. Immer wenn er glaubte, an die Grenzen ihrer Beziehung gestoßen zu sein, stießen Harold und Julia die Türen zu einem neuen Raum auf und ließen ihn hereinkommen. Er

lernte Julius Vater, einen Lungenspezialisten im Ruhestand, und ihren Bruder, einen Kunstprofessor, kennen, als diese über Thanksgiving aus England zu Besuch waren, und wenn Harold und Julia in New York waren, luden sie Willem und ihn zum Essen in Restaurants ein, von denen sie gehört hatten, die sie sich aber nicht leisten konnten. Sie sahen sich ihre Wohnung an – Julia höflich, Harold entsetzt –, und als die Heizung in der Lispenard Street unerklärlicherweise eine Woche lang den Betrieb einstellte, überließen sie ihnen die Schlüssel für ihre Wohnung auf der Upper East Side, in der es so warm war, dass Willem und er in der ersten Stunde nach ihrer Ankunft wie Schaufensterpuppen auf dem Sofa saßen, zu überwältigt von der plötzlich wieder in ihr Leben getretenen Wärme, um sich zu bewegen. Und nachdem Harold Zeuge einer seiner Schmerzattacken geworden war – an Thanksgiving in dem Jahr seines Umzugs nach New York; in seiner Verzweiflung (er wusste, dass er es nicht die Treppe hinauf schaffen würde) hatte er den Herd ausgeschaltet, auf dem er etwas Spinat angeschwitzt hatte, und sich in die Vorratskammer geschleppt, wo er die Tür geschlossen und sich auf den Boden gelegt hatte –, hatten sie das Haus umgestaltet, so dass sich das Gästeschlafzimmer bei seinem nächsten Besuch hinter dem Wohnzimmer im Erdgeschoss befand und Harolds Schreibtisch, sein Stuhl und seine Bücher im ersten Stockwerk standen.

Doch trotz alledem erwartete ein Teil von ihm noch immer den Tag, an dem er vor einer Tür stehen und die Klinke herunterdrücken und die Tür sich nicht öffnen würde. Er fand den Gedanken gar nicht so schlimm; in gewisser Weise machte es ihn ängstlich und nervös, sich in einem Raum zu befinden, in dem ihm nichts verboten zu sein schien, in dem ihm alles angeboten und nie nach einer Gegenleistung gefragt wurde. Er versuchte ihnen zu geben, was er konnte; er wusste, dass es nicht viel war. Das, was Harold ihm so bereitwillig gab – Antworten, Zuneigung –, konnte er nicht erwidern.

Eines Tages, als er sie seit fast sieben Jahren kannte, war er im Frühling bei ihnen zu Hause. Julia hatte Geburtstag; sie wurde einundfünfzig, und weil sie zu ihrem Fünfzigsten bei einer Konferenz in Oslo

gewesen war, hatte sie entschieden, in diesem Jahr groß zu feiern. Harold und er putzten das Wohnzimmer – das heißt, er putzte, und Harold zog willkürlich Bücher aus dem Regal und erzählte ihm bei jedem einzelnen, wie er es bekommen hatte, oder schlug sie auf, sodass er im Inneren die Namen anderer Leute lesen konnte, einschließlich eines Exemplars von Lampedusas *Der Leopard*, auf dessen Vorsatzblatt stand: »Eigentum von Laurence V. Raleigh. Finger weg. Damit meine ich dich, Harold Stein!!«

Er hatte gedroht, es Laurence zu erzählen, und Harold hatte ihm seinerseits gedroht. »Das würde ich mir an deiner Stelle überlegen, Jude, sonst ...«

»Sonst?«, hatte er ihn geneckt.

»Sonst das!«, hatte Harold gesagt und sich auf ihn gestürzt, und bevor er begriffen hatte, dass Harold nur Spaß machte, war er, um eine Berührung zu vermeiden, so heftig zurückgezuckt, dass er gegen das Bücherregal prallte, wodurch eine von Harolds Sohn getöpferte Tasse zu Boden fiel und in drei gleichmäßige Stücke zerbrach. Harold war ein Stück zurückgewichen, und plötzlich hatte eine schreckliche Stille geherrscht, die er beinahe mit einem Schluchzen unterbrochen hätte.

»Harold«, sagte er und kniete sich hin, um die Scherben aufzusammeln, »es tut mir leid, es tut mir so leid. Bitte verzeih mir.« Er hätte am liebsten den Kopf auf den Boden geschlagen; er wusste, dass die Tasse das Letzte war, was Jacob für Harold gemacht hatte, bevor er krank geworden war. Von oben drang nur Harolds Atem zu ihm herab.

»Harold, bitte verzeih mir«, wiederholte er, die Tonscherben in den Händen haltend. »Ich glaube, ich kann sie wieder ganz machen – ich mache es wieder gut.« Er konnte den Blick nicht von der Tasse, von ihrer buttrig glänzenden Glasur heben.

Er spürte, wie Harold sich neben ihn kniete. »Jude«, sagte er, »es ist schon gut. Es war ein Versehen.« Seine Stimme klang sehr leise. »Gib mir die Stücke«, sagte er, aber er war ganz freundlich und klang überhaupt nicht wütend.

Er gab sie ihm. »Ich kann gehen«, bot er an.

»Natürlich gehst du nicht«, sagte Harold. »Es ist alles in Ordnung, Jude.«

»Aber sie war von Jacob«, hörte er sich sagen.

»Ja«, sagte Harold. »Und sie ist es noch immer.« Er stand auf. »Schau mich an, Jude«, sagte er, und schließlich tat er es. »Es ist gut. Komm schon.« Und Harold streckte die Hand aus, und er nahm sie und ließ sich von Harold hochziehen. Am liebsten hätte er laut ausgerufen, dass er Harold all seine Großzügigkeit damit gedankt habe, ein wertvolles Geschenk von einem wertvollen Menschen zu zerstören.

Harold trug die Tasse in sein Arbeitszimmer hinauf, und er putzte allein zu Ende, während sich der schöne Tag um ihn verdunkelte. Als Julia nach Hause kam, wartete er darauf, dass Harold ihr von seiner Dummheit und Tollpatschigkeit berichtete, doch er tat es nicht. Beim Abendessen verhielt Harold sich wie immer, aber als Jude wieder in der Lispernard Street war, verfasste er einen handschriftlichen Brief mit einer ordentlichen Entschuldigung und schickte ihn Harold.

Und nach einigen Tagen erhielt er eine Antwort, ebenfalls in Form eines handschriftlichen Briefes, den er sein Leben lang aufbewahrte.

»Lieber Jude«, schrieb Harold, »danke für diesen schönen (wenn auch unnötigen) Brief. Ich weiß alles daran zu schätzen. Du hast recht: Diese Tasse bedeutet mir sehr viel. Aber Du bedeutest mir mehr. Also hör bitte auf, Dir Vorwürfe zu machen. Wäre ich eine andere Art von Mensch, würde ich vielleicht sagen, dass dieser Vorfall eine Metapher für das Leben als Ganzes ist: Dinge gehen kaputt, und manchmal können sie wieder repariert werden, und meistens stellt man fest, dass das Leben, egal was zerstört wurde, einen Weg findet, den Verlust wiedergutzumachen, manchmal auf ganz wunderbare Weise. Und weißt Du was – vielleicht *bin* ich diese Art von Mensch. Alles Liebe, Harold.«

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel *A Little Life* bei Doubleday in New York.

ISBN 978-3-446-25471-8

© Hanya Yanagihara, 2015

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2016

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Foto: © 1987, The Peter Hujar Archive, LLC; Courtesy, Pace/MacGill Gallery,
New York and Fraenkel Gallery, San Francisco